Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 16 (1934)
Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz. Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. März 1934 — Erscheint jeden Freitag — 16. Jahrgang. Nr. 13

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Die Kommentare zu den Bundesratswahlen der letzten Woche lauten außerordentlich verschieden. Mancherorts ist man der Meinung, daß es in dieser kritischen Zeit richtiger gewesen wäre, wenn der Freisinn („der ja sowieso nicht mehr die Mehrheit des Volkes hinter sich habe") freiwillig die Verantwortungsbasis erweitert hätte; andere wieder finden, man hätte einer jüngern Kraft den Vorzug geben sollen.

Ueber die Gründe von Bundesrat Musys immer wieder hinausgezögerten und schließlich doch noch erfolgten Demission gehen die verschiedensten Vermutungen um. Jedenfalls aber dürfte die „Affäre Musy-Traumann", die als aufgebauscht von Bundespräsident Pilet vor dem Rat auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden war, kaum der ausschlaggebende Grund dafür gewesen u. bei der großen jahrelangen Ueberlastung Musys die gegebene gesundheitliche Motivierung nicht aus der Luft gegriffen sein. Als Finanzmann war Herr Musy allgemein anerkannt, namentlich auch im Ausland, wo sein Rücktritt fast als eine Katastrophe für unsern Schweizerfranken kommentiert wird und man befürchtet, daß der Wechsel des Mannes auch einen Wechsel der Währungspolitik bedeute. Demgegenüber hat aber der Bundesrat energisch erklärt, daß er unter allen Umständen an der bisherigen Linie festhalten werde.

Als Kandidat für die Nachfolge Musys ist — unbestritten von den übrigen Fraktionen (nur die Sozialisten haben nochmals die Kandidatur Huber, die diesmal immerhin 62 Stimmen auf sich vereinigte, aufgestellt) — von den Konservativen Ständerat Etter von Zug aufgestellt und mit 115 Stimmen letzten Mittwoch auch gewählt worden.

Die Erledigung der „Regierungskrise" hat das öffentliche Interesse dermaßen in Anspruch genommen, daß daneben die andern Geschäfte beinahe verblassen. Erwähnt daraus sei immerhin noch, daß der Ständerat in der Vorlage der Kredithilfe an die Bauern richtig die Kreditüberschreitung des Nationalrates von 4 Millionen und sogar die Million zur Hilfeleistung an das durch die Sanierung betroffene Gewerbe gestrichen und der Nationalrat sich in nochmaliger Durchberatung dieser Entscheidung gefügt hat. Weiter zu nennen ist vor allem noch die große Rede von Bundesrat Schultheß — in Beantwortung zweier dahingehender Motionen resp. Postulate — über das Wirtschafts- und Arbeitsbeschaffungsprogramm des Bundesrates.

Er kostet dar, daß alle bisherigen Maßnahmen nicht vereinzelt, unzusammenhängend, ohne einheitliches Ziel gewesen seien, wie man dem Bundesrat vorwerfe, sondern daß alles immer die eine große Zentralaufgabe im Auge gehabt habe: Die Aufrechterhaltung unserer Produktion und damit die Beschaffung von Arbeit. Für das Jahr 1934 seien von Bund, Kantonen und Gemeinden Bauarbeiten im Umfang von über 600 Millionen vorgesehen. Für die Jugendlichen denke der Bund an die Arbeitsdienstpflicht, ob freiwillig oder obligatorisch, sei noch nicht abgeklärt. Aber alles dürfe man vom Staat auch nicht erwarten, nichts sei verhängnisvoller als der Glaube an die wirtschaftliche Allmacht des Staates.

Damit hat der Bundesrat die Postulate zum weitern Verfolg entgegengenommen.

Damit hätte auch unsere Berichterstattung die wesentlichsten Punkte aus den Verhandlungen der Frühjahrssession herausgegriffen, die letzten Mittwoch mit der Bundesratswahl ihren Abschluß gefunden hat.

Ausland.

Wie wir in der letzten Nummer bereits kurz erwähnten, haben die **„Abrüstungsgespräche"** ihren Fortgang genommen. Der von seiner Kontinentreise nach London zurückgekehrte Eden hat kürzlich im britischen Unterhause gesagt, daß die Lage nicht für hoffnungslos ansehe und eine Versöhnung der verschiedenen Standpunkte bei gutem Willen doch noch für möglich halte. Fast gleichzeitig überreichte Deutschland an Frankreich ein Memorandum, indem es neben der Aufhellung „einiger Mißverständnisse" erklärte, bis an die Grenzen des Möglichen gehen zu wollen und seine ev. Bereitwilligkeit durchblicken ließ, nach Abschluß eines Abrüstungspaktes wieder in den Völkerbund zurückzukehren. Auf keinen Fall mehr aber werde es die im Friedensvertrag festgelegten Rüstungsverpflichtungen als bindend anerkennen. Deutschland hoffe wohl, damit auf Frankreichs bevorstehende Antwort auf den britischen Kompromißvorschlag noch einigen Einfluß zu gewinnen. In Paris erklärte man aber, daß keine neuen Gesichtspunkte beigebracht worden seien und ließ die Antwort abgehen. Sie bedeutet im großen und ganzen eine Ablehnung des englischen Vorschlages und eine Beibehaltung von Frankreichs altem Standpunkt: ohne ausreichende Sicherheit keine weitere Abrüstung. Nichtanerkennung der Wiederaufrüstungsansprüche Deutschlands. Immerhin wird in England die Antwort nicht als das letzte Wort betrachtet. Es scheint, daß man es sich daselbst nun doch ernstlich überlegt, ob man den Schritt nicht doch noch tun soll, gegen den man sich bisher immer noch sträubte, nämlich Frankreich vermehrte Garantien gegen einen Verletzer einer ev. Abrüstungskonvention zu geben.

Zwei politisch auffallende Vorgänge geben diesen Abrüstungsbemühungen ein gewisses Relief: **Japan** richtete an die **Vereinigten Staaten** eine „Friedensoffensive" und **Rußland** scheint sich dem **Völkerbund** zu nähern. Der japanische Außenminister Hirota betonte nämlich in einer Rede an die Vereinigten Staaten, es sei der aufrichtige Wunsch Japans, daß zwischen ihm und seinem „großen Nachbarland am andern Ufer des Stillen Ozeans" friedliche und freundschaftliche Beziehungen hergestellt werden. Amerika antwortete in entgegenkommendster Weise: zwischen den beiden Staaten seien keine Fragen anhängig, die nicht ohne weiteres sich durch friedliche Methoden lösen ließen. Bereits soll in Amerika die Frage der Aufhebung des Verbotes der japanischen Einwanderung erwogen werden.

Gleichzeitig berichten nun chinesische Meldungen, daß Japan eine große Frühjahrsoffensive in die innere Mongolei vorbereite. Das würde unfehlbar einen Zusammenstoß mit Rußland bedeuten. Es scheint also, daß Japan mit seinem Friedensangebot an Amerika sich freie Hand gegen Rußland und China schaffen will. Von hier aus gesehen würden die Nachrichten, daß Rußland unter gewissen Vorbehalten den Eintritt in den Völkerbund erwäge, sehr plausibel erscheinen: Rußland sucht seinerseits Rückendeckung gegen Japan oder hofft vielleicht sogar, daß es dem Völkerbund gelingen könnte, den drohenden Konflikt auf friedliche Weise beizulegen.

In **Italien** haben zum ersten Male seit 5 Jahren wieder Kammerwahlen stattgefunden. „Wahlen" ist eigentlich zu viel gesagt. Denn die Italiener hatten nur über eine vom großen Faschienrat aufgestellte Liste von 400 Kammermitgliedern in globo, also ohne die einzelnen Namen zu kennen, abzustimmen. Bei einer 96 Prozent Stimmbeteiligung und nur zirka 15,000 Neinsagern ist diese Liste mit einem gewaltigen Mehr angenommen worden. Es kommt den Wahlen somit eine direkt plebiszitäre Bedeutung zu: Sozusagen restlos stellt sich das italienische Volk hinter den Fascismus!

Zu Ostern.

Der ungläubige Thomas. (Joh. 20, 24–29).

Naiv und grobschlächtig, aber auch in kluger, abgewogener und vorsichtiger Sachlichkeit, geht Thomas seinem Ostererlebnis entgegen. Er sieht dem Wunder der Auferstehung gegenüber und fragt nach den Wundmalen! Er sieht Auge in Auge mit dem Auferstandenen und will die Wundmale berühren! Einfacher geht es für ihn nicht. Darum heißt er nun auch für alle Zeit „der ungläubige Thomas". Der Fromme fühlt sich für diesen Thomas in seiner entscheidungssicheren Frömmigkeit, der Ungläubige in seinem guten Geschmack beleidigt. Welch ein Glück, daß unser Herr Christus sich nicht beleidigt fühlt! Daß er seine Hand hinhält, mit den Wundmalen! Keine eindringlicher denn je. Es gibt zu Zeiten, da muß der Herr unendlich deutlich werden, und wird es auch in seiner göttlichen Geduld.

Wir Menschen rühmen uns ja unserer Geistigkeit, unseres Denkens, unserer Verankerung in der Idee, und bleiben dabei doch immer wieder stecken in unserer ganz handgreiflichen Menschlichkeit und Leiblichkeit. Wir rufen „Fortschritt" und meinen Geld, wir rufen „Bildung" und meinen Brot, wir rufen „Glauben" und meinen eben die Wundmale. Nun aber ist Gottes Geduld so groß, daß er uns wirklich mit dem antwortet, was wir zu tiefst meinen, daß er unser Menschsein ganz ernst nimmt, da hinein, gerade da hinein sein Wort spricht, die Wundmale zeigt. Die Wundmale sind ja doch wohl das, was die Menschen am Karfreitag zustande brachten, als sie von sich aus und allein sich ihrer Sache annehmen wollten, weil sie nachgerade vom Herrschaftsanspruch Gottes genug hatten. Gott zeigt uns heute mit unheimlicher Geduld diese Wundmale: politische, wirtschaftliche,. private Mißwirtschaft. Wir können sie betrachten, beurteilen, bejammern und Bücher darüber schreiben. Es wird aber noch ernsthafter, dringlicher: bereits sind es nicht mehr nur Nöte und Fehler unserer Umgebung, handelt es sich nicht um Nachbarländer, sondern um das eigene Land, handelt es sich nicht mehr um den Nachbar nur, sondern um mich und mein Leben mit seiner Ratlosigkeit und Schuld. Fürwahr, der Herr läßt seine Wundmale abtasten, auch heute, auch uns, uns den Thomas.

Was nun? Stellen wir uns weiter naiv? Oder werden wir nun vielleicht sachlich? im rechten Sinne sachlich? Merken wir jetzt vielleicht, daß nicht die Mißwirtschaft, nicht die Wundmale die Sache sind, daß nicht unser Prüfen und Beurteilen, nicht das Abtasten die Sache sind, sondern daß Gott redet, uns eine Botschaft hat, daß nicht er, sondern wir in der Prüfung stehen? Darum geht es.

Hier hört die Naivität der Thomasgeschichte auf. Hier wird aus dem Fragenden der Befragte, aus dem Ankläger der Angeklagte. Hier gibt es kein abschließendes Urteil, sondern neuanfangende Reue und Gehorsam: „Mein Herr und mein Gott!" Bis jetzt waren die Wundmale reines Prüfungsmaterial, nun aber erkennt sie Thomas als das, was sie wirklich sind: Die Werke des Karfreitag, die Werke unserer Schuld. Aus unserer Mißwirtschaft wird Schuldwirrschaft in deinem und meinem Leben. Aus der Weltlage erhebt der Herr dieser Welt seine Frage, seine Anklage an uns. Gott verschmäht es auch heute nicht „handgreiflich" zu reden; auch unsere gründliche Grobschlächtigkeit ist ihm nicht zu gering einer ernsthaften Antwort.

Woran liegt es wohl, daß Thomas zuletzt doch die rechte Antwort findet, ja mehr noch, daß er sie wagt, und zwar nicht nur verzweifelt, sondern nun auch aus einer letzten Gehorsamkeit heraus wagt? Wie kommt es, daß diese Hand, die nur auf ihre Wundmale hin geprüft werden sollte, nun erschrocken, aber aufatmend ergriffen wird? Doch wohl darum, weil diese Hand sich nicht nur anklagend darbot, sondern erbarmend zugriff. Doch wohl darum, weil es nicht die Hand des Getöteten mehr war, sondern des Auferstandenen. Doch wohl darum, weil Thomas in diesem Augenblick das menschliche Karfreitags-Nein übertönt hörte von dem österlichen Ja der Liebe Gottes. Thomas aber wurde ein Apostel und Knecht Jesu Christi.

Laßt uns bitten darum, daß die Deutlichkeit der heutigen Not für uns die Deutlichkeit Gottes werde, in der seine Botschaft uns trifft, in der er sich als unser Herr und Gott erweisen will, in der er es nicht verschmäht, uns dennoch zum Werk zu rufen, zum Dienst am Bruder, zur Barmherzigkeit, als solche die täglich und stündlich von seiner Barmherzigkeit leben. Möge Gott uns helfen zu diesem Glaubensgehorsam, der allerdings sehr fragwürdig erst fragt und zweifelt, erst betastet, dann aber rufen darf: „Mein Herr und mein Gott!"

Dora Scheuner.

Vom Altruismus der Mütter.

Begegnung mit Robert Briffault, dem Verfasser des Standardwerkes „The Mothers".

Die Zahl der Menschen, die Robert Briffaults grandioses Werk gelesen haben, ist wohl nicht überwältigend groß. Denn sich in drei voluminöse Bände zu vertiefen, die überdies bisher nur in englischer Sprache erschienen sind, verspricht nur brennendstes Interesse an dem Thema, das in dem Werk behandelt wird. Gewiß, seit einigen Jahren wird viel vom Mutterrecht gesprochen. Ja, es gibt Weltverbesserer, die von der Rückkehr zum Mutterrecht die Ueberwindung der tragischen Zerrissenheit der Welt, die Wiederkehr paradiesischer Zustände erhoffen. Aber haftet diesem Kokettieren mit dem Mutterrecht nicht der Stempel einer geistigen Mode an? Die Idealisten bedenken nicht, daß die Entwicklung niemals, auch nicht durch die Tyrannei wieder zur Macht gelangter Reaktion, auf die Vergangenheit zurückgreift, sondern, den Tatsachen des veränderten Lebens entwachsend, den Forderungen der Zukunft entgegenzukommen sucht. Doch kräftigt das Wissen um die Vergangenheit das Fundament, auf dem weiter gebaut werden muß. Ueberdies könnte es verhüten, daß der Menschheit zum Verhängnis gewordene Fehler wiederholt werden.

In „The Mothers" erschließt Robert Briffault die ungeheure Weite der vieltausendjährigen Entwicklung der Menschheit, um die

Auswirkungen des Mutterrechtes

zu erweisen. Er hat nicht wie der geniale Schweizer J. J. Bachofen durch die Erforschung der Symbole antiker Gräber versunkene Kulturen und damit entdeckt, daß das natürliche Prinzipat der Mutterschaft, vom Mysterium der Beziehungen zur Natur magisch verklärt, am unteren Saume der Geschichte das Mutterrecht als Grundlage des Gemeinschaftslebens erblühen ließ. Robert Briffault hatte von der Entdeckung Bachofens gar keine Ahnung, als sich ihm, der von Beruf Arzt, aus Neigung Anthropologe und Psychologe, ist, in seinem grüblerischen Sinnen die Frage nach dem Ursprung des sozialen Instinktes aufgedrängt hat. Und da er zur Beantwortung dieser Frage auf weiten Reisen und während einer langjährigen ärztlichen Tätigkeit in der Südsee, in Neuseeland und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas Menschen und Tiere zu untersuchen und ein Material zu sammeln begann, dessen Fülle zum Staunen zwingt, da enthüllte sich ihm die Tatsache, daß der die menschliche Gesellschaft verbindende soziale Instinkt vom Altruismus der Mütter abzuleiten ist. Diese Enthüllung vermittelte blitzlichtartig eine Erkenntnis: Der mütterliche Altruismus hätte sich niemals so

Zum Karfreitag.

Von Ruth Waldstetter.

Der höchste Feiertag einer ganzen Kulturwelt ist der Erinnerung an ein Opfer gewidmet. Können wir unser Betrachtungs- und Empfindungsvermögen einmal freimachen von allem herkömmlichen Wissen und aller Gewohnheit von klein auf und unvoreingenommen, als erfühlten wir sie erst heute, diese Tatsache betrachten, so erscheint sie in einer fast unfaßbaren Erstaunlichkeit und Großartigkeit. Das Opfer, dessen Erinnerungsfest ein ganzes Kulturzeitalter als höchste Feier begeht, vereinigt in sich einen Aufprall von dämonischen Mächten gegeneinander, wie er unserer menschlichen Geisteskraft kaum in seinem vollen Sinn vorstellbar ist. Der Gott, der Menschgestalt annimmt, um in diesem Fleischeskleid die schmählichste und schmerzhafteste Tötung zu erleiden, damit eine geheimnisvolle erhabenste Rettungstatsache geschaffen werde für das Geschlecht der Erdenbewohner — — — wir befinden uns hier in einem höchsten mystischen Aktionszentrum. Zugleich aber geht der äußerliche Vorgang in der anschaulichsten, für menschliches Gefühl und Betrachten eindrücklichsten Weise vor sich mit aller Konsequenz einer geschichtlichen Handlung und den gewaltigsten Symbolen eines unsterblichen Epos. In diesem Doppelereignis des mystischen Vorganges und der Handlung in der Sinnenwelt bleibt gleicherweise das Opfer die Zentraltatsache. Es ist nicht anders: die christliche Kulturwelt feiert als ihren Grundstein ein Opfer — eine Selbstopferung bis in den Tod. Dem einen ist der Schöpfernde der Göttliche, der in Menschgestalt die mystische Erlösertat vollbringt, dem andern ist er der hohe ethische Lehrer, der für seine Lehre stirbt, dem dritten der tragische Held, dessen Leben erst durch diesen Ausgang seine ganze Wirkung gewinnt, dem vierten mag er der rührende Schwärmer sein, dessen unschuldiges Bekenntnis ihn als der Tatsache, die der Karfreitagsfeier zugrundeliegt, ist allen Auffassungen gemein. Und bald zweitausend Jahre hat sie sich im Gedenken der Menschen erhalten.

Wird aber in unserem heutigen Leben noch an die Macht des Opfers geglaubt? Kein denkender Mensch kann leugnen, daß wir seit der Aera des Materialismus, namentlich aber in den letzten fünfzehn Jahren, mit einer im Fallen immer zunehmenden Schnelligkeit von den Höhen des Idealismus abgeglitten sind, und daß Bekennermut, Treue bis in den Tod, Selbstopfer, Gleichsetzung des Nächsten mit sich selber für die Praxis des Lebens entwertete Begriffe sind. Keine geistige Macht ist imstande gewesen, diesen Abstieg aufzuhalten; und es scheint erstaunlich, daß wir heute als Kulturwelt Karfreitag feiern. Wer gegenwärtig die Gewissensverantwortung des Einzelnen predigt, die Unbeirrtheit von der Gesamtmeinung, den Verzicht auf Macht und äußerlichen Erfolg, jede Form von Selbstentäußerung zugunsten eines anderen Selbst — Etappen des opferwilligen Lebens —, der wird eine der Zeit fremde Sprache reden. Halbvergessene Sprache redet auch der Karfreitag; aber die Sprache uralter Menschheitsgesetze ist nicht ganz zu geschweigen. Nicht als Glaubenszeugnis der Zeit ertönt sie heute, doch als Mahnruf aus der Tiefe der Zeiten und ihrer Erfahrung zum Wiederanbruch einer heroischen Lebensstimmung und Gesinnung des Einzelnen, der sich gegen die Lawinenlast der Gedankenlosigkeit und Vorteilsgier stemme. Opfer als geistiger Sieg, in Jahrtausenden bewährt, während Macht und Erfolg als Asche und Staub in die Vergessenheit sielen, höchstes Wahrzeichen des Menschheitskampfes zwischen Untergangs- und Lebensmächten, wie wir ihn heute drohend und akut erleben, das ist gültiges Karfreitagszeichen über uns. Die vom Blickpunkt dieser Zeit aus erstaunliche Tatsache, daß das höchste Fest unserer Kulturwelt der Erinnerung an ein Lebensopfer gilt — einem Individualopfer, in allergrößter Einsamkeit und Unverstandenheit gebracht — läßt die Karfreitagswahrheit aufrüttelnder als je vor unser Denken treten als urgewaltiges Sinnbild geistigen Sieges und der Passion, die zu ihm führt, immer geführt hat und immer führen wird. Karfreitagsbedeutung ist für die Tendenzen unserer Zeit ein fremdes; Karfreitagsbedeutung ist aber Ausdruck des tiefsten Geistesgesetzes der Menschheit und des Menschen: vom Opfer zum Sieg.

Mädeli.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Schluß.)

Ich begleitete sie heim; es war dunkel wie in einem Apfelschnitztroge bei Nacht. Wie sie so neben mir hergeht — das kleine Wunder von vorhin hat mir immer noch ein wenig zu tun gegeben —, frag' ich sie kurz und eben, ein bißchen trocken auch, wie ich immer gewesen bin, ob es ihr eigentlich recht wäre, wenn wir zwei von heute an miteinander gingen? Ich darf sagen, ich hab' während des Fragens nicht mit einem schmalen Nebengedanken das Geldkein gemeint, nein, es ist einfach so über mich gekommen: das ist die Rechte, Schönheit hin oder her!

Sie hat mich eine gute Zeit ohne Antwort gelassen. Ich wiederhole meine Frage: „Sag' mir, was du dazu meinst."

Kaum sind diese Worte heraus, so fällt es mir wie ein Steingewicht aufs Herz: Es geht um unser beider Leben, um meines und um das ihrige! Zwei Dinge gaukelten im Dunkel der Nacht vor meinen Augen hin und her: das Muttermal auf ihrem Gesicht und ein Südkein mit einer schönen runden Zahl darauf...

Nun hält sie mit Gehen inne, und ich muß den Schritt auch anhalten. Sie schmiegt sich leicht an mich an; nur ganz sachte, aber das ist wieder die einfältige, verschwiegene Innigkeit, wie vorhin beim Tanzen. Jetzt hab' ich ganz alles gewußt. Sie hat sich nicht verstellt.

„Es ist mir wind und weh," flüstert sie beklommen. „Ich möchte dir mit großen Freuden ja sagen. Aber ich sage nein." Und plötzlich schlingt sie beide Arme um meinen Hals und sagt unter heftigem Weinen: „Mich kann ja nie einer gern haben. Du auch nicht!"

„Ja — jetzt, wo's dunkel ist, meinst du das vielleicht."

Ich drücke sie fest an mich. „Nein, ich meine es nicht bloß, Mädeli". Und ich bin wirklich in jenem Augenblick der redlichste Mensch der Welt gewesen. Auch nachher noch, wenn wir auf dem Heimweg manchmal stillstanden und uns herzten und küßten, wie man das in jungen Jahren so tut, wenn man nichts Gescheiteres weiß.

Einmal, mitten im Gehen, lachte sie klingelhell heraus. „Jetzt bin ich doch einmal für ein

Schenket Euern Kindern Ostereier!
Schenket Euch selbst die Freude des Schenkens!
Schenket Euern Freunden ein

ABONNEMENT
des
SCHWEIZER FRAUENBLATT

(Per Jahr Fr. 10.30, per Halbjahr Fr. 5.80, Bestellung an die Administration Winterthur.)

ausgewirkt, wenn ihm von den Lebensordnungen nicht die Möglichkeit gegeben worden wäre, die menschliche Gesellschaft entscheidend zu beeinflussen. So kam Robert Briffault zur Feststellung des Mutterrechtes.

Zum Unterschied von Bachofen und manchen anderen dessen Wegspuren folgenden Forschern auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Völkerkunde, die als Kennzeichen der Mutterrechtsperioden die Sippenbindungen, die mutterrechtliche Erbfolge, die Gynäokratie, die Frauenreiche anführen, charakterisiert Briffault das Matriarchat vor allem durch die „matrilokale Heirat", deren Merkmal es ist, daß die Gatten nicht zusammenleben. Die Frau bleibt im mütterlichen Heim, der Mann kommt zu ihr nur als Besucher. Aber er wird festlich empfangen, und er ist festlich gestimmt. Die abstumpfende Alltäglichkeit wird ausgeschaltet. Diese Eheform, die die Beziehungen der Geschlechter noch bei vielen Naturvölkern regelt — es gibt Stämme mit Dörfern, in denen Männer und Frauen in ganz getrennt liegenden Hüttengruppen wohnen —, hat selbstverständlich ganz andere kulturelle und rechtliche Folgen wie die patriarchale Heirat.

Auch gegen Briffault haben sich wie gegen Bachofen von den Traditionen des Männerrechtes befangene Gelehrte gewendet. Aber jeder Angriff wird von ihm glänzend pariert, anschaulich widerlegt. Sein Mut und seine Ueberzeugungskraft, aber auch die blendende geistige Deutung seiner Erforschungen und Erfahrungen werden auch durch seine anderen Werke offenbart, durch: „The Making of Humanity, Sin and Sex and Psyches Lamp". Immer sind es an das Tiefste und Höchste des menschlichen Lebens rührende Probleme, denen Briffault nachspürt und die er zu erhellen trachtet.

Mit diesem welt-, natur- und geschichtskundigen, unerschrockenen und radikal denkenden Mann zu sprechen, bot sich anläßlich seines Vortrages in Wien Gelegenheit. Sein Sarkasmus lodert besonders auf, wenn er von seinen Kriegserlebnissen erzählt, von den Jahren, die er an der belgischen, türkischen, französischen Front verbracht hat, und von der Zeit, da er sich nach einem Gasangriff, der ihm den Atem benommen hatte, um seine Heilung bemühte. Kein Wunder, daß Briffault Pazifist ist.

In einem Vortrage in Wien über „Die Frau im Aufbau einer neuen Weltordnung" hat er den Frauen nahegelegt, sich in ihrem Verhalten zum Weltgeschehen nicht mehr durch die individualistischen Regungen verleiten zu lassen, die in ihnen hochgezüchtet wurden, weil die vaterrechtliche Gesellschaft, auf ichsüchtigen Prinzipien aufgebaut, den Frauen, um sie über ihre Geschlechtsversklavtheit hinwegzutäuschen, die Funktion des Gefallens, des Herrschens in der Sphäre des Vergnügens und des Luxus, zugeordnet hat, wodurch das Streben nach Annehmlichkeit, Wohlstand, Besitz ohne Rücksicht auf die sozialen Gegebenheiten so mächtig gefördert worden ist. Das Thema dieses Vortrages wird auch während unseres Zusammenseins erörtert.

„Was ist die Frauenbewegung letzten Endes?" sagt Briffault. „Bedeutet sie nicht die Erkenntnis der Frauen, daß die patriarchalische Organisation ihr Geschlecht Unrecht erleiden ließ?" Und er fährt fort: „Hat aber diese Erkenntnis auch die Einsicht gezeitigt, daß der soziale Gedanke nicht nur im Verhältnis der Geschlechter, sondern auch im Verhältnis der Nationen fehlt? Gerade in unseren Tagen wird die Theorie, daß Nationen, Rassen und Kulturen Produkte eines Rassencharakters sind, mit allen propagandistischen Mitteln doziert. Doch Kultur ergibt sich weder aus nationalen Empfindungen, noch aus individueller Veranlagung. Sie wird von sozialen Entwicklungen und Tatsachen geprägt, daher ist sie dauernden Veränderungen unterworfen, und sie läßt sich nicht in staatliche Grenzen einengen. Kulturen und Zivilisationen der Vergangenheit sind zugrunde gegangen, weil sie nur dem individuellen oder dem Glück eines Volkes gedient haben, nicht dem sozialen Ganzen, dem Glück der Welt. Beweis für die Verbundenheit der Welt ist die europäische Kultur, die sich zu ihrer Höhe nur durch die gegenseitige Beeinflussung der Völker entwickelt hat. Die unser Jahrhundert bedrängenden Probleme können nicht durch eine Rückkehr zur Kultur alter Zeiten, sondern nur durch das Festigen der sozialen Gemeinschaft gelöst werden. Von der persönlichen zur sozialen Rettung, von individualistischer Philosophie zur Soziologie — auf diesem Wege liegt das Heil der Welt."

„Und die Frauen? Welche besondere Rolle fällt ihnen zu?"

„Da sie so klug und tapfer den geschlechtlichen Egoismus bekämpfen, ist es nicht an ihnen, sich stärker gegen den kollektiven nationalen Egoismus zu wenden? Die Frauen sollen nicht zurückschauen, sondern, vorwärtsblickend, sich als Mütter die Frage vorlegen: „Wie soll die Welt beschaffen sein, in der unsere Kinder leben werden? Intelligente Frauen müssen sich sagen: Nicht die Sicherung der Entwicklung des Individuums darf das Ziel der Kultur sein, sondern die Sicherung der Wohlfahrt der Menschheit. Mit ihrer Errettung wird auch das Individuum errettet."

G. U.

Kinder- und Müttersterblichkeit in Indien.

Die hohe Kinder- und Müttersterblichkeit unter indischen Fabrikarbeiterinnen hat verschiedene Ursachen. Diesen im Zusammenhang mit der Industrialisierung nachzugehen, ist besonders aufschlußreich und vermittelt eine anschauliche Vorstellung von den Lebens- und Arbeitsverhältnissen der Fabrikarbeiterinnen und der Kinder. Der Jnder Rajani Kanta Das hat in dem letzten Heft der „Internationalen Rundschau der Arbeit" eine umfassende Erhebung über diese Fragen veröffentlicht, der die nachstehenden Ausführungen folgen.

Die wichtigsten Grundlagen einer leistungsfähigen Industrie sind

Gesundheit und Kraft ihrer Arbeiter.

Den heranwachsenden Arbeitern in Indien fehlen jedoch meistens beide Eigenschaften. Sie leiden unter mancherlei Krankheiten, die ihre Lebenskraft beeinträchtigen. Ihre geringe Lebenskraft im Vergleich zu den Kindern anderer Länder zeigt sich besonders deutlich in der ungewöhnlich hohen Sterblichkeitsrate. Bei den Kindern unter 1 Jahr ist sie in Indien ungefähr dreimal so hoch und unter den Kindern zwischen 5 und 14 Jahren viermal so hoch wie z. B. in Deutschland. In dem größten Kohlenrevier betrug die Kindersterblichkeit 135 auf 1000 Geburten.

In der Zeit von 1930 bis 1932 belief sich die Müttersterblichkeit in den großen Teepflanzungsgebieten auf 42 auf 1000 Geburten.

Unkenntnis und Armut verursachen häufig eine falsche Behandlung der Kinder. In vielen Teilen Indiens besteht die üble Gewohnheit, den Kindern Opium zu geben. Die Regierung von Bombay hat durch eine Erhebung festgestellt, daß 98 v. H. aller von Industriearbeiterinnen geborenen Kinder in der einen oder anderen Form Opium erhielten.

Jedes Jahr

verunglücken zahlreiche Kinder

im zartesten Alter in Fabrikbetrieben. Da es sich hierbei nicht um „Betriebsunfälle" handelt, sind die zahlenmäßigen Nachweise sehr unzuverlässig. Nach den letzten Statistiken waren es allein in Bengal 21, darunter 4 tödliche und 6 schwere Unfälle. Die meisten derartigen Unfälle kommen in den Jutespinnereien vor, in denen sehr viele Frauen beschäftigt werden. Ihre Säuglinge nehmen sie mit in die Fabrik. Sie legen sie unter die Maschinen oder auf die Jute, wo sie schlafen. Die Kinder liegen in den Spulenkästen oder an anderen gesundheitsschädlichen Plätzen und sind dem Lärm und der Gefahr der laufenden Maschinen und der staubigen Luft ausgesetzt. Häufig halten die Arbeiterinnen mit einem Arm ihr Kind und bedienen mit dem anderen die Maschine. Oft müssen sie die Arbeit einstellen und das schreiende Kind zu beruhigen versuchen.

Eine Erhebung, die 3832 Arbeiterinnen in verschiedenen Wohnvierteln in den Bezirken der Jutefabriken in Bengal erfaßte, ergab, daß 3401 Frauen Kinder zu versorgen hatten. 443 von diesen Kindern wurden von ihren Müttern mit in die Arbeitsräume genommen, während sich 2251 dieser Kinder in der Fabrik aufhielten und oft in die Arbeitsräume hereinliefen. Es ist daher gar nicht verwunderlich, daß diese Kinder häufig verunglücken. Die meisten Unfälle entstehen dadurch, daß die Kinder nach Maschinenteilen greifen, daß Juteballen auf sie herabfallen oder daß sie überfahren werden. Diese Unfälle lassen sich nicht so leicht vermeiden, wie das jemandem erscheinen mag, der nur hiesige Betriebsverhältnisse vor Augen hat. Wenn nämlich den Frauen nicht mehr gestattet wird, die kleinen Kinder mit in die Fabrik zu nehmen, geben sie häufig ihren Arbeitsplatz auf.

Die Ernährungsverhältnisse sind bei den niedrigen Löhnen denkbar schlecht. Nicht nur die Mehrzahl der Landbevölkerung, sondern auch viele Industriearbeiter leben auf dem Existenzminimum. Dazu kommen noch die für europäische Begriffe kaum vorstellbaren

Wohnungsverhältnisse.

89 v. H. der Arbeiter in Bombay und 82 v. H. der Arbeiter in Ahmedabad leben in völlig überfüllten Einzimmerwohnungen. Im Durchschnitt wohnten in der Stadt Bombay in jeder Altwohnung 3,7 und in jeder Neubauwohnung 4,25 Personen. Diese Arbeiterwohnungen haben keinerlei sanitäre Einrichtungen. Eine planmäßige Anlage der Wohnviertel ist völlig unbekannt. Die Häuser sind dicht aneinander gebaut, so daß für Straßen und Wege wenig Platz bleibt, die sich außerdem in einem fürchterlichen Zustand befinden. In den Wohnungen fehlen Beleuchtung, Lüftungseinrichtungen, Wasserleitungen und Aborte. Die Höfe und die nähere Umgebung der Wohnungen sind voll von Schmutz und Abfall, so daß Cholera, schwarze Pocken und Pest häufig vorkommen. Wie eng die Kindersterblichkeit mit den Wohnungsverhältnissen zusammenhängt, ergibt sich aus folgender näherer Untersuchung von 6857 Todesfällen bei 21,685 Geburten. Die durchschnittliche Kindersterblichkeit belief sich in diesem Fall auf 316 auf 1000 Geburten. Bei den Einzimmerwohnungen betrug die Sterblichkeitsrate 490, bei den Zweizimmerwohnungen 222 und bei den Vier- und Mehrzimmerwohnungen 195.

Nicht nur diese allgemein hohe Sterblichkeitsziffer, sondern auch die Tatsache, daß die Säuglinge mit in die Betriebe genommen werden, zeigt, wie notwendig die Gründung von Kinderkrippen ist, in denen die Kinder versorgt werden, während die Mutter arbeitet. Bisher hatten aber in Bombay nur 24 Betriebe Kinderkrippen eingerichtet. Die Königl. Kommission für Arbeitsfragen hat empfohlen, daß in allen Betrieben, die mehr als 250 — und in einigen Fällen auch weniger — Frauen beschäftigen, Kinderkrippen eingerichtet werden. In dem Entwurf zum neuen Fabrikgesetz ist eine Bestimmung enthalten, wonach Kinder unter sechs Jahren nicht in die Betriebsräume hineingelassen werden dürfen.

Die Durchführung des

Mutter- und Kinderschutzes

ist aber deswegen so schwierig, weil die meisten Arbeiter Analphabeten sind. Nur etwa 8 v. H. der 353 Millionen Inder können lesen und schreiben. Die Zahl der Kinder, die Schulen besuchen, ist gegenwärtig unbedeutend. Von etwa 72 Millionen Kindern im schulpflichtigen Alter (zwischen 5 und 14 Jahren) besuchten in Britisch-Indien nur 11 Millionen Schulen. Das sind 3,6 v. H. der Gesamtbevölkerung.

Da die Jugendlichen unter der Gesamtbevölkerung einen größeren Anteil ausmachen, als dies in europäischen Ländern der Fall ist und die durchschnittliche Lebensdauer nur 24,5 Jahre gegenüber etwa 60 in Deutschland beträgt, ist die Kinderarbeit eine sehr viel schwerwiegendere soziale und wirtschaftliche Frage in Indien als in europäischen Ländern. Eine leistungsfähige Industriearbeiterschicht wird sich nur entwickeln können, wenn durch grundlegende Schutzgesetze die hohe Frauen- und Kindersterblichkeit verhindert wird.

J. A. B.

Pandita Ramabai, eine große Indierin.

Am 5. April sind 12 Jahre seit dem Tode Pandita Ramabais vergangen. Nur wenige wissen ihren großen Lebenswerk, einem „Erlösungswerk", einem einzigartigen Wunder dieser Art in Indien. Sie kann mit Recht Erlöserin genannt werden, denn durch sie sind viele Hunderte von Menschen vor leiblichem und geistigem Tode bewahrt worden.

Ramabai war die Tochter eines gelehrten Brahmanen und wurde entgegen der damaligen Sitte gelehrt und gebildet wie ein Mann, so daß sie mit 12 Jahren Sanskrit wie ihre Muttersprache beherrschte und den Knaben ihres Alters voraus war. Auch wurde sie nicht schon als Kind verheiratet, da sich die Eltern bewußt waren, wie viel Unglück solche Kinderheiraten schon verursacht hatten.

1873, im Alter von 16 Jahren, mußte Ramabai entsetzliche Zeiten durchmachen. Es herrschte große Hungersnot im Lande und sie mußte mit ihrer Familie die Heimat verlassen. Vater und Mutter starben kurz nacheinander, auch eine Schwester, und sie zog mit dem Bruder nach Kalkutta. In dieser Zeit machte sie große innere Wandlungen durch. Sie hatte auf den Wanderungen den ganzen Fluch des Kastenwesens und das Elend der indischen Frau erkannt und schon damals begann ihr Glaube an die Hindureligion zu wanken. Ihr Leben widmete sie nun ihren indischen Schwestern und trat — etwas bisher ganz Unerhörtes — als Vorkämpferin für die

indische Frauenbewegung

auf, indem sie in zahlreichen Kreisen Kalkuttas Vorträge hielt. Sie wies nach, wie ungerecht die Kinderheirat, die Erniedrigung der Frau, die schmachvolle Behandlung der Witwen sei und durch ihren Eifer und ihre Begeisterung gewann sie in kurzer Zeit viele Anhänger. Der Titel „Pandita" (Professorin) wurde ihr verliehen. Sie „verheiratete sich mit einem indischen Rechtsgelehrten, und wurde Mutter eines Töchterchens Manorama. Nach 19 Monaten glücklicher Ehe starb ihr Gatte und sie blieb zurück als 20jährige Witwe mit ihrem Kinde.

Immer mehr kam sie zu der Ueberzeugung, daß sie Christin werden müsse. 1883 wurde sie zusammen mit ihrer Tochter in England getauft. Sie erhielt eine Stellung als Sanskrit-Lehrerin und blieb dort einige Zeit, dann reiste sie zu einem dreijährigen Aufenthalt nach Amerika. Ihr Buch „Die Hindufrau höherer Kaste" stammt aus jener Zeit. Ihre Ideen fanden in Amerika viel Anklang. 1887 konnte sie, reichlich mit Geld ausgerüstet, nach Indien zurückkehren und nun beginnt ihr eigentliches Lebenswerk.

Sie gründete ein

Witwenheim in Puna,

die Scharada Sada, d. h. Stätte der Weisheit. Für die sehr oft kaum 16jährigen jungen Witwen ist es nicht nur eine Stätte der Genesung und Rettung, sie werden dort auch in allem Möglichen unterrichtet und zu tüchtigen Menschen herangebildet, so daß ihr Leben nicht mehr wie früher ein gänzlich verlorenes ist.

Die Pandita hatte viele Feinde, aber die Erfolge in ihrem Witwenheim blieben nicht unbekannt. Mit der Zeit sah es Ramabai für ihre Aufgabe an, nicht nur für die Hebung der sozialen Lage der Frau zu wirken, sondern auch für das Christentum in Indien. Als um die Jahrhundertwende wieder schwere Hungersnot herrschte, wurde ihr Heim dermaßen überfüllt, daß sie sich nach einer neuen Unterkunft umsehen mußte. Acht Stunden von ihrem jetzigen Aufenthaltsort entfernt besaß sie ein Stück Land. Ein paar Schuppen wurden in kürzester Zeit darauf errichtet und dies war der Anfang der

Riesenkolonie Mukti.

Aus den provisorischen Hütten entstanden mit der Zeit solide Steinbauten, die zum Heim nicht nur für Witwen, sondern für Hunderte von Kranken und Verwahrlosten wurden. Das Leben dort ist äußerst primitiv, alle Bewohner von Mukti müssen arbeiten und einander gegenseitig helfen, die einen verrichten die Gartenarbeit, andere sind auf dem Feld, wieder andere sind mit Arbeit im Haus beschäftigt. — Mit Mukti ist auch ein Heim für sittlich Gesunkene verbunden und ein Spital. Daneben entwickelt sich das Witwenheim Scharada Sadan zur Bildungsstätte höheren Grades und jedes Jahr können dort zahlreiche Mädchen das Maturitätsexamen machen. Im Jahre 1904 gründete Ramabai eine Bibelschule. Die Schülerinnen werden etwa vier Stunden im Tag in neutestamentlicher Geschichte, Heilslehre, Kirchengeschichte usw. unterrichtet. Intensive Gebetsstunden und eine große Frömmigkeit, die manchmal uns fremde Formen annahm, half den Bewohnerinnen von Mukti immer vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken, auch dann, wenn Mangel an Geld oder andern Hilfsmitteln kaum wissen ließen, wie weiter zu kommen. Und immer fanden sich wieder Mittel und Wege.

Stündchen eine Braut gewesen!" Dann war sie handekrum wieder traurig. „Am Morgen mußt du von allem nichts mehr wissen! Oder doch so: du darfst dich noch zehnmal, noch hundertmal besinnen. Wer wird denn mich nehmen!"

Wir sind an jenem Abend manche liebe Stunde in Spillmanns Stube beisammengeblieben. Unsere junge Zeit war auch mit dabei; sie hat uns so beraten, wie das uns just am allerbesten gefiel. Das Liebsein und die Willfährigkeit standen dem Mädeli wunderbarlich an. Es war, als sei uns dieser gute Abend von aller Zeit her vorausbestimmt und zubeschieden gewesen. Beim Abschiednehmen hing sie sich zitternd an mich: „Am Morgen reut es dich!..." Und ich mache darauf den rohen Spaß: „Gäll, jetzt hast du gemeint, es könnte dich keiner gern haben!"

Ja, es reute mich am Morgen. Zu innerst in meinem Herzen verbarg sich zwar ein lieber Dank. Auf Augenblicke fand ich das Leben jetzt viel, viel schöner als vordem, wo ich noch zu wenig von ihm gewußt. Aber der Verstand sagte kalt zu mir: So etwas! Jetzt kannst du dich nicht mehr besinnen!...

Ich stellte mir mit geringem Behagen vor, was die Leute dazu sagen würden. Ich stellte mir vor, wie mir der Schleck bekommen würde, die Mäde meinen auswärtigen Verwandten als meine Zukünftige vorzeigen zu müssen. Auch an Rosi dachte ich, und nicht mit den besten Wünschen. Wenn sich die nur nicht so verliebt an den Kari gehängt hätte!

Mädeli ging gegen Mittag mit Rechen und Gabel am Helghöflein vorbei. Ihr Mal leuchtete von weitem. Ich versteckte mich in der Fensterecke und sah ihr dann verstohlen nach. Als ich sie so unter den schwerbeladenen Apfelbäumen den Ackerweg hinausschreiten sah — fast wie eine Verlorene kam sie mir vor —, da faßte mich ein Erbarmen an. Ich ging ihr nach und holte sie bald ein.

„Mädeli — soll ich nicht heute abend mit deinem Götti reden?"

Sie verneinte mit leisem Kopfschütteln. An mir vorbeisehend, sagte sie mit seltsamer Gelassenheit: „Wart' nur noch ein wenig; vielleicht... Und auch im andern Fall: ich nehm' alles auf mich. Ich bin schuld."

Da behagte es mir, mich in die Brust zu werfen und den Großen zu spielen. „Mädeli — du darfst nicht einen Tag in der Angst leben! Das leid' ich nicht! Meinst du, ich sei bloß so einer?

Auf „Muß" warten
Bringt Nesseln in Liebesgarten."

Das hat sie gern gehört. Sie hat mir unter Tränen Dank gelächelt. Und ich hab' bei mir gedacht: Was bist du für ein feiner Kerl! Ich meinte gar, ich habe sie aus dem Brunnen gezogen.

Wenige Tage darauf haben wir dann die Ringe gewechselt. Die Welt ist nicht auf den Kopf gestanden. Wir haben alles schön hinter uns gebracht, Sauer und Süß. Des Süßen ist mehr gewesen. Nicht nur konnte ich die Mäde in ihrem Tun richtig gern haben, nein, es kam mir auch als eine Herrensache vor, daß ich nun der Gesahr entronnen war, in einer schwachen Stunde irgendeine Narretei zu machen, um dann nachher für alle Zeiten den Habenichts spielen zu müssen.

An ihren Fehler hab' ich mich über Erwarten bald gewöhnt und mir nicht mehr viel daraus gemacht. Sie hat auch insgeheim darauf gehalten, das Mal wie eine kleine Sünde vor mir zu verbergen. Wenn wir zusammen waren, ging oder saß sie immer zu meiner Linken, und ich fand das klug und recht von ihr; denn die Augen konnten sich auf die Art viel eher an ihr wohltun. Einmal hat sie mich, indem sie den Lederfleck unauffällig mit der Hand verdeckte, so recht aus dem Herzen heraus angeschaut: „Du — sag' mir's jetzt doch einmal im Ernst: ist dein Schatz nicht doch ein bißchen — ein ganz klein wenig hübsch?..." Ich Stock' geb' ihr zur Antwort: „Oh, für mich bist du lang schön genug! Von der Schönheit hat ja überhaupt niemand gegessen." Hat sie das Näschen gerümpft und eine zeitlang nicht viel hören lassen.

Alles in allem, wir sind einig und recht miteinander gewesen; aber so richtig zum Brennen ist es bei mir halt doch nicht gekommen. Die Mäde hatte das wohl gemerkt, und es hat ihr manchmal weh getan, wenn ich mit ihren kleinen Zärtlichkeiten nichts anzufangen wußte.

„Sag, Mädeli! Mä-de-li!" hat sie öfters bei mir gebettelt. „Halt wie damals nach der Kirchweih mußt du es sagen! Ich hör' es halt so gern von dir!"

Auch als Eheleute haben wir ein ernsthaftes und ordentliches Leben geführt. Wohl hat mich in der ersten Zeit etwa auf Augenblicke der Teufel geritten, und ich habe an die Andere gedacht. Wenn die statt ihrer neben mir läge! Wenn ich sie so in richtiger blinder Verschossenheit an mich reißen und ihrer Fülle Herr sein dürfte. Allein im Ernst und bei wachen Sinnen hab' ich mir die Sach' nie anders gewünscht. O, die Mäde war denn doch zehnmal mehr nuß! Alles kann man auf der Welt nicht haben, sagte ich zu mir. Sie hat mir ihr Geldlein in die Hand gegeben und ich hab' es ohne Dank genommen. Es verstand sich ja alles von selber. Ich habe zur günstigsten Zeit Boden kaufen und das Helghöflein zu etwas Rechtem machen können. Buben haben wir gekriegt, drei Buben, wie auf einem Nußbaum gewachsen. Jedesmal hat sie in großen Aengsten gelebt, das Kind möchte ihren Fehler erben. Ich sprach ihr dann zu, so gut ich das halt mit meinem groben Verstand fertig brachte: „Mach dir doch wegen der Lumperei keine Gedanken! Wenn sonst nichts ungrad herauskommt, so schickt man sich. Hast du nicht doch einen Mann bekommen?"

Auf solche dumme Reden hat die Mäde immer geschwiegen. Aber ich habe ihr Stillsein schon auszulegen gewußt: nur einzig ihrem Mal hat sie schuld gegeben, daß ich so recht als ein hölzerner Heiland neben ihr herrannte und manches ihrer kleinen Wünschlein als einfältig belächelte, daß ich am Sonntag zum Faß ging, statt mit ihr einen Spaziergang über die Felder zu machen, worum sie mich zu manchen Malen innig bat. Im Anfang hat es ihr auch nicht in den Kopf gewollt, von mir mit „Mäde" gerufen zu werden. „Sag doch Mädeli, wie vorher, gäll!" Ich hab ihr den kleinen Gefallen nicht getan. „Du bist jetzt eine Frau und kein Mädeli mehr." Wenn sie etwa vor dem Einschlafen mit der Hand nach meiner Stirne tastete und mir das schweißige Haar zurückstrich, so ist das ein ungestillter Hunger gewesen. Wie wenn dich ein verschupfter Hund mit der Schnauze stupft. Ich Tropf hab' mir manchmal einfallen lassen, sie meine etwas anderes.

Manch schönes Stücklein Geld hat sie sich vom Munde abgespart und es den Quacksalbern ange-

Clara Ragaz-Nadig
zum 60. Geburtstag

Keiner während all dieser Zeit bat vergeblich um Ramabais Hilfe. Sie kannte

keine Kastenunterschiede,

und wenn sie wußte, daß jemand ihrer bedurfte, half sie ihm mit allem, was in ihren Kräften stand. Allen jenen, die sie besuchten, hinterließ sie einen tiefen Eindruck. Ihrer Gaben waren so viele, daß man nicht wußte, welche am meisten hervorzuheben seien. Außer Sanskrit und Englisch beherrschte sie mehrere indische Sprachen. Ihr gutes Gedächtnis kam ihr dabei sehr zu statten. Dazu kam ihr außergewöhnliches Organisationstalent und die vollständige Hingabe zu jeder vor ihr liegenden Arbeit. Nichts war ihr zu gering oder zu hoch und über alle Schwierigkeiten half ihr ihr felsenfester Glaube hinweg.

Sie liebte es nicht, von sich und ihrer Arbeit sprechen zu hören und lebte während ihren letzten Jahren sehr zurückgezogen. Ihr fröhlicher Humor verließ sie auch in ihren letzten Stunden nicht. Pandita Ramabais Andenken wird in Indien fortbestehen. Dd.

Soziale Frauenschule Zürich.

Zum Rücktritt von Frl. Martha von Meyenburg.

„Jeder von uns hat in tiefem Danke derer zu gedenken, die Flammen in ihm entzündet haben.“ (Schweitzer).

Eine große Gemeinde versammelte sich am 23. März 1934 im Kirchgemeindesaal Hirschengraben in Zürich, um der zurücktretenden Leiterin der „Sozialen Frauenschule Zürich“, Frl. Martha von Meyenburg, tiefgefühlte Dankbarkeit und warme Zuneigung darzubringen.

Als 1908 Frl. Maria Fierz und Frl. Mentona Moser, an deren Stelle schon nach einem Jahr Frl. Martha von Meyenburg trat, die nur wenige Monate dauernden Kinderhilfe-Kurse ins Leben riefen, da geschah dies aus der Ueberzeugung heraus, daß so viele Frauenkräfte brach lagen, die durch zweckentsprechende Ausbildung einer segensreichen Tätigkeit zugeführt werden konnten. Begleitend war ferner die Erkenntnis, daß bei der zunehmenden Entwicklung des gesamten Wohlfahrtswesens eine Zusammenarbeit von Mann und Frau im Interesse der Sache unbedingt erforderlich sei.

Bald konnte in den kurzfristigen Kursen das vorgesehene Pensum von theoretischer und praktischer Ausbildung nicht mehr bewältigt werden, denn inzwischen hatte der Krieg mit all seinen Folgen ungeahnte soziale Aufgaben gebracht, wohrnch auch die Nachfrage nach tüchtig geschulten Fürsorgerinnen erhöht wurde. So erfolgte 1921 die Umgestaltung der Fürsorge-Kurse, die sich seit 1914 auch auf Erwachsenen-Fürsorge erstreckten, in die „Soziale Frauenschule“, mit ein- und zweijährigen Berufs- und neuerdings auch kurzfristigen Spezial-Kursen.

Mit nie erlahmender Energie stellte Frl. v. Meyenburg, die 1921 der sozialen Frauenschule als offizielle Leiterin verpflichtet worden war, ihre ganze Kraft, ihren Idealismus und ihr gründliches Wissen und Können in den Dienst der Sache. Je und je war sie bestrebt, den Lehrplan den Forderungen des sich ständig entwickelnden Wohlfahrtswesens anzupassen und auch die Möglichkeiten der praktischen **Ausbildung zu vermehren durch Erschließung neuer Praktika, woraus sich dann nicht selten auch die Placierung austretender Schülerinnen in neuen Fürsorgegebieten ergab.**

Rund 700 Schülerinnen sind in dem Vierteljahrhundert durch die Schule gegangen. Was Frl. von Meyenburg jeder Einzelnen war und gab, das läßt sich nicht in trockene Worte fassen, es waren einfach „Flammen, die entzündet wurden“. Wie manchem Menschenkind wurde die Schule erst Wegweiser zu freier, bewußter Lebensgestaltung. Wie manches junge Mädchen erkannte erst da seine Bestimmung, fand seine Lebensaufgabe, die ihm tiefste Befriedigung gab. Wie manches Mädchen lernte erst hier auch die strenge, ernste Arbeit lieben, nachdem ihm der frühere aufgezwungene Beruf verhaßt gewesen war. So vielseitig auch die Schülerinnen in Wesensart, Herkunft und Vorbildung waren, für alle hatte die Leiterin der Schule ein offenes Herz und weitgehendes Verständnis. Da galt keine Norm in der Beurteilung der Charaktere, nur die persönliche Einstellung zur sozialen Arbeit, nur der gute Kern waren in erster Linie maßgebend.

Diese Großzügigkeit führte Frl. von Meyenburg wohl auch zu dem Entschluß, die Schule schon jetzt jüngeren Händen zu übergeben. Es ist nicht leicht, sein Lebenswerk, dem die ganze Liebe, das ganze Tun und Denken gilt, andern zu überlassen. Daß dies aber in so weitblickender Weise geschieht, die nur die Sache, nicht aber die persönlichen Wünsche im Auge hat, das verpflichtet auch alle die, die mit großem Bedauern Frl. von Meyenburg scheiden sehen, diesen Verzicht hinzunehmen.

Ueber die Grenzen der Schule hinaus ist Frl. von Meyenburg vielen zum Segen geworden, denn die soziale Schule bildet einen wesentlichen Faktor in der Entwicklung des gesamten Fürsorgewesens. Ihr ist der bleibende Dank all derer gewiß, in denen sie „eine Flamme entzündet“ hat. G. E.

Frau Clara Ragaz.

Zum 60. Geburtstag.

Frau C. Ragaz, deren jahrzehntelange Arbeit im Dienste sozialer Fragen wir hoch schätzen — es sind die Aufgaben der Sozialen Käuferliga, Fragen der Frauenbildungs- und Erwerbsarbeit, des Kampfes gegen die Prostitution und vor allem die Friedensfrage, in deren Dienst Frau Ragaz ihre großen Gaben und ihre Arbeitskraft selbstlos und unermüdlich einsetzt — feiert heute ihren 60. Geburtstag.

Eine ihrer Mitarbeiterinnen aus dem Kreise der Frauenliga für Friede und Freiheit schreibt uns dazu:

Clara Ragaz feiert heute ihren sechzigsten Geburtstag, für ihre Freunde, für ihre Mitarbeiterinnen der gegebene Augenblick, ihr öffentlich ihre Anhänglichkeit und die Anerkennung ihrer Verdienste in der Frauen- und Friedenssache auszudrücken. Wie viel sie auf diesen Gebieten geleistet hat und stets unermüdlich noch leistet, wissen besonders wir, die den Vorzug hatten, mit ihr zusammen, durch alle schweren Jahre des Weltkrieges, der Nachkriegszeit, der wirtschaftlichen Krise und politischen Umstürze mitzuwirken, um die Frage der Völkeranäherung und der Abschaffung der Gewaltmethoden einen Schritt weiter zu bringen.

Es war auch mitten im Weltkrieg, daß Clara Ragaz in die Oeffentlichkeit herausstrat, bei Anlaß eines Vortrages, den sie im Mai 1915 an der Generalversammlung des schweizerischen Stimmrechtsverbandes hielt. Dieser, leider im Druck erschienene, Vortrag „die Frauen und der Krieg“ erregte Aufsehen und machte die Rednerin in weiteren Kreisen bekannt. Mit Recht. Er hat auch heute noch nichts von seinem Werk. von seiner Bedeutung eingebüßt. Der Inhalt ist zeitgemäßer denn je, und zwar sollten sich nicht nur die Frauen, die in dem Büchlein enthaltenen Wahrheiten zu Herzen nehmen, sondern es wäre für unser ganzes Land von ungeheurem Vorteil, wenn diese Wahrheit in eine breite Oeffentlichkeit, ja bis zu unseren obersten Behörden dringen und die schweizerische Politik beeinflussen würde.

Es sind eben ewige, göttliche, vor zweitausend Jahren verkündete Wahrheiten, welche die Menschheit nicht ohne Schaden für ihre Fortentwicklung, ja für ihr Bestehen, außer acht läßt, Wahrheiten, die als einziges Mittel sich erweisen, um aus dem heutigen Chaos den rettenden Weg zu finden.

Ungefähr zu derselben Zeit kamen wir, Frau Ragaz und ich, zusammen, sozusagen als Waffenbrüder im Kampf gegen den europäischen Bürgerkrieg. Damals hatte ich das Glück, mit ihr Leiden und Freuden der gegen die Kriegshysteme zusammengerufenen Kongresse und Konferenzen zu teilen. Und wie habe ich bei schweren Aufgaben ihren stets wohlüberlegten Rat, ihre Voraussicht schätzen gelernt und ausgenutzt, wie hat mir ihr nie versagender Humor, ihr heiterer Sinn, über Augenblicke der Entmutigung, der Trauer hinweg geholfen und mir den Weg erhellt.

Damals war es auch, daß die internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, die vorerst, nach dem Haager Frauenkongreß, „internationale Frauenvereinigung für einen dauernden Frieden“ genannt worden war, gegründet wurde.

Am nächsten internationalen Kongreß der Frauenliga — laut Beschluß des Haager Kongresses sollte er gleich nach Schluß der Feindseligkeiten, wenn möglich am Ort der Friedensverhandlungen stattfinden — wurde die Liga auf ihren heutigen Namen umgetauft und bildete Sektionen in mehr als 20 Ländern. Dieser Kongreß, der im Mai 1919 in Zürich stattfand, wurde bedeutungsvoll für die Geschichte der Friedensarbeit der Frau.

Clara Ragaz waren die Vorbereitungen und die Eröffnung des Kongresses anvertraut worden. Auch heute noch arbeitet sie als Vizepräsidentin des Exekutivkomitees im internationalen Verbande. Als Präsidentin des Vorstandes der schweizerischen Sektion der J. F. F. F. leitet sie unser Schifflein des Friedens durch Klippen und Stürme. In dieser Sache kennt Clara Ragaz keine Mut- und Hoffnungslosigkeit, kein Versagen, keine Kompromisse. Es wird weiter gekämpft bis zum endgültigen Sieg der Sache, in welche wir unseren Glauben gesetzt und an die wir uns halten, wie an Gottes Sache. Ist auch die Friedensbewegung der Frauen in der Schweiz innerhalb der Schweizer Sektion der J. F. F. F. noch schwach und die große Masse der Frauen noch nicht erfaßt, so zeichnet sich doch das Wirken der schweiz. Sektion der J. F. F. F. durch radikale Haltung und Ablehnung jeder Art von Gewalt und Krieg aus, sei es auf internationalem oder nationalem Boden, eine Haltung, die keine Kompromisse kennt, wenn es sich um die große Sache der Humanität im weitesten Sinn des Wortes handelt.

Doch — und ist dies nicht das Beste und Schönste was man von einer Frau sagen kann? — die Arbeit für das öffentliche Wohl hat keineswegs die Pflichten von Clara Ragaz als Gattin und Mutter beeinträchtigt. Im Gegenteil kommt es mir vor, als ob beide Wirksamkeiten: das Walten im eigenen Heim und die Arbeit draußen auf dem Felde der Menschheit ineinander verschlungen seien zu einem harmonischen Ganzen. Sie hat es verstanden, in Wirklichkeit, nicht nur im Denken, den kleinen Kreis der Familie, durch die größeren Kreise hindurch, bis zum unermeßlichen Kreis der Weltgemeinschaft zu erweitern. Dies ohne Schaden ihrer uneigentlichsten Bestimmung als Frau und Mutter.

Als Gattin ist sie die ideale Gefährtin des geistigen Führers, den Leonhard Ragaz für unser unglückseliges Geschlecht bedeutet. Durch alle Schwierigkeiten, durch alle Hindernisse seines dornenvollen Weges als Verkünder einer besseren Zeit hindurch, steht sie ihm treu, doch nicht blind ergeben, sondern in ihrer klugen Art des Wohlüberlegens und Erwägens beratend und mitwirkend zur Seite. Ihren Kindern ist sie eine sonnige Mutter und weise Führerin auf ihrem Lebensweg. Ihr Haus ist ein Zufluchtsort geworden, für viele aus Land und Heim Vertriebene, wo sie allen, die zu ihr kommen, ihre Hilfe, ihre Freundschaft, ihr Lächeln entgegenbringt.

Ist dieses Lächeln nicht ein Sinnbild und zugleich das Geheimnis dieses reichen Lebens und dieses Jungbleibens mit 60 Jahren? Dieses heitere Treubleiben dem eigenen Wesen, in Freude und Trübsal, mit Freunden und Widersachern, dieses unentwegte Vorwärtsstreben auf dem Wege der Erkenntnis, ist es nicht, was allgemein fehlt, in einer Zeit der Verirrung und Verwirrung, in einer Zeit, wo eine Welt aus den Fugen geht? Ja, es ist was wir heute brauchen, und wir Frauen können uns glücklich schätzen, daß wir es als Vorbild haben in der Person unserer Clara Ragaz.

Marguerite Gobat

Von Kursen und Tagungen.

Was kommt:

Hausfrauentag an der Mustermesse Basel,

9. April, veranstaltet vom Verb. schweiz. Hausfrauenvereine (siehe Art. in Beilage).

Was war:

Die 7. schweizerische Pfarrfrauentagung vom 5.—9. Februar 1934.

Es wird von uns Pfarrfrauen als ein rechtes Bedürfnis empfunden, jährlich uns zusammenzufinden. Gemeinsame Aufgaben und Pflichten, gemeinsame Schwierigkeiten, gemeinsames Forschen und Fragen nach den Quellen der Kraft, — das bindet fester zusammen als man denkt.

So haben wir in Baden (120 Teilnehmerinnen) in den vier Tagen Gelegenheit gehabt, neue Gedanken und Impulse zu empfangen. In zwei sehr ins Zentrum gehenden Vorträgen legte uns Hr. Pfr. Spörri von Aarau die persönliche Verantwortung auf Herz und Gewissen gegenüber der von uns aus unglaublich scheinenden Botschaft, Gott kehre sich zu uns. Von Uranfang der Welt an geht diese Tatsache wie ein roter Faden durch die Menschheitsgeschichte. Aber nun heißt es dazu Stellung nehmen. Wir müssen ebenfalls umkehren, ganz und von Herzen, ehe es zu spät ist.

Mehr ins praktische Pfarrfrauenleben führte uns der Vortrag unseres bekannten Bernerdichters R. von Tavel. Leider war der Referent durch Krankheit verhindert, seine „Laienwünsche an die Pfarrfrau“ persönlich auszusprechen. Das vorgelesene Referat stellte uns das Idealbild einer Pfarrfrau vor Augen. Eine lebendige Christin als sonnige, selbstlose, tüchtige Mutter und Hausfrau, eine demütige Kampfgenossin, umsichtige Mitträgerin und taktvolle, verschwiegene Helferin des Pfarrers, eine selbständig denkende, stille und treue Beterin und Dienerin für alle, die sie nötig haben! Es kommt weniger auf das an, was sie tut, als auf das, was sie ist.

An einem Nachmittag sprach Frl. Sarasin von Basel über Notwendigkeit, Entstehung, Entwicklung und Aufgaben der Basler-Frauenmission. Es braucht nicht nur beruflich allseitig ausgebildete, begabte, edle Persönlichkeiten, um als unverheiratete Missionarin in Krankenpflege, Schulunterricht, Erziehung, Bibelfrauenarbeit, im Dienst an Blinden, Aussätzigen und Elenden unermüdlich und voller Liebe am Werke zu stehen, sondern vor allem solche, die den Herrn Christus erlebt haben als Erlöser und von ihm berufen wurden.

An den Abenden wurde viel musiziert, gesungen und gespielt; es kamen da köstliche Talente zum Vorschein. Es war außerordentlich interessant, zu konstatieren, wie eigentlich jeder Beruf, den wir als Unverheiratete erlernten — uns prächtige Mittel in die Hand gibt, später wieder andere zu erfreuen, sei es Musik, Handfertigkeit jeglicher Art, Rhythmik, Kindergartenspiele usw.

Einen breiten Raum nahmen an zwei Nachmittagen die Besprechungen ein über Pfarrfrauenaufgaben und Ausrüstung. Man hatte den Eindruck, daß der Dienst einer Pfarrfrau nicht nur reich und groß sei, sondern auch sehr allseitig, Kraft heischend, verantwortungsvoll in jeder Beziehung. Man erzählte aus der schönen Arbeit in Sonntagschule, Hoffnungsbund, Jugend-Missionsbund, von der Fürsorge der Pfarrfrau für die Konfirmierten, von den Arbeitsvereinen für Frauen und Töchter. Es wurde warm berichtet vom B. E. F. D., dem Bund evangelischer Jugend und seinem Rahmenfest auf dem Rollen. Aus berufenem Munde hörten wir Ausführungen über Mütterabende, mit ihren verschiedenen Themen, über die „Frauenhilfe“ über den „Verein der Freundinnen junger Mädchen“, über die landeskirchlichen Arbeitskolonien und die nicht immer leichte Behandlung der „Brüder von der Landstraße“, über die Seelsorge der Pfarrfrau an Krankenbetten, in Spital und Anstalt, bei denen, die an der Schattenseite des Lebens wohnen und an denen, die innerlich elend sind.

All diese lebhaften und offenen Aussprachen, Fragen und Anregungen erweckten in den Herzen die tiefe Sehnsucht nach der Quelle der Kraft, des Frohsinns, der Liebe. Unsere geliebte Pfarrfrauen-Mutter, Frau Pfarrer Schmuziger, war uns auch dieses Jahr Wegweiser dorthin. Diese köstlichen Stunden, in denen wir nichts wollten, als Gott aus seinem Wort zu uns reden zu lassen, gaben uns die frohe Gewißheit, daß jede unter uns unter dem Segen des Höchsten steht, wenn sie nicht sich lebt und sich meint, sondern Gott.

Die Tage der Stärkung für Seele und Leib, diese sonnigen Tage voll froher Schwesterngemeinschaft, diese Tage der Besinnung auf den eigentlichen Zweck unseres Lebens und Arbeitens erfüllen uns auch in der Rückerinnerung mit Dank und Freude.

M. S.-J.

Das Frauenstimmrecht

hat im französischen „Bundehemaliger Frontkämpfer“ neue Bundesgenossen erhalten. An seinem kürzlich abgehaltenen Kongreß in Paris hat der große Verband sich grundsätzlich zur politischen Tätigkeit entschlossen und in sein Programm unter anderen Wünschen auch die Forderung des Frauenstimmrechtes aufgenommen.

Winke für die Osterferien.

Das Ferienheim Benzenrüti ob Heiden,

Kt. Appenzell, konnte vor wenigen Jahren, dank der großherzigen Stiftung des Zürcher Arztes Dr. Th. Seitz, eröffnet werden. Seither haben Frauen und Männer, Junge und Alte aller möglichen Berufsschichten sich zu allen Jahreszeiten in dem heimatlichen, einfachen, doch mit größter Sorgfalt und ausgewähltem Geschmack eingerichteten Heim erholen können. Hoch über dem Dorf, nahe am Waldrand, steht frei und freundlich das Haus, von dessen Höhe der Bodensee, die Appenzeller Alpen, die friedlich anmutende Weite nachbarlichen Landes an hellen Tagen sichtbar werden. Bald brechen die weißen und lila Krokus aus dem Boden hervor: die näheren und weiteren Gänge durch Wald und Wiesen lassen sich schon auf schneefreier, brauner, Sommer und Wärme versprechender Erde begehen. Regentage sind nicht zu scheuen, sie rufen beschaulichen, besinnlichen Stunden in der vom Stifter allen Gästen anvertrauten Bibliothek mit ihren schönen Schätzen der Literatur und Kunst; sie locken zu Klavier- und Geigenspiel auf den vom Stifter hinterlassenen schönen Instrumenten; oder zu Plauderstunden in der Stube mit dem großen grünen Kachelofen, den hellen Holzbänken, der eilig tickenden pflichtbewußten Schwarzwälderuhr. Das gutgeheizte, blanke, liebe Haus ist ein wahrer Segen für alle, die Ruhe, Stille, Heimatlichkeit suchen; die die Wohltat sorglicher, ganz in der Stille amtender Betreuung in Küche und Haus zu schätzen wissen und das alles ohne große Unkosten sich gönnen können.

Das Ferienheim Benzenrüti ist auch auf Wochenend-Gäste eingestellt. Es sucht jeder Form von Frei-Tagen gerecht zu werden und sicherlich werden alle seine Gäste den Wunsch fühlen, wieder und länger dort verweilen zu dürfen. L. W.

Pension Seehof Hilterfingen.

Auch der Seehof in Hilterfingen am Thunersee, das von einer Frauengenossenschaft geführte Erholungs- und Ferienheim, sei unsern Lesern in Erinnerung gebracht. Angenehme Aufenthaltsräume, der Garten am See, lustige Balkone, gute sorgliche Führung machen den Seehof zum wohltuenden Heim. —

Versammlungs-Anzeiger.

Bern: Samstag, 7. April, 20 Uhr, im „Daheim“: Hauptversammlung der Vereinigung weibl. Geschäftsangestellter. Bern.

Zürich: Mittwoch, 4. April, 20 Uhr, Rämistr. 26: Monatsversammlung der Akademikerinnen, Sekt. Zürich des Schweiz. Verbandes. Vortrag von Frau Dr. phil. C. Hoesli-Streiff über „Meine Erlebnisse in bewegten Zeiten“.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

Wochenchronik (ad interim): Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

(Der Offizier zum schlechten Schützen:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

Lernpflegerinnen

gesucht für kantonale u. private Anstalten in der deutschen und französischen Schweiz. Wir erbitten Offerten mit Angabe von Alter, Bildungsgang, Konfession, wenn mögl. Beilage von Zeugniskopien und Photo. Auf Wunsch erteilen wir auch nähere Auskunft. Für den Schweiz. Verband der Pflegerinnen für Nerven- und Gemütskranke, die Präsidentin: Oberin **M. Schönholzer,** Forchstraße 93, Zürich 7, Telephon 24.869. P 6575 Z

hängt in der großen Hoffnung, von ihrem Bresten frei zu werden. Ganz ernsthaft ist sie zu einer Zeit darauf versessen gewesen.

„Reut dich das Geld nicht?“ hab ich sie einmal gefragt. „Nein, es reut mich nicht!“ gibt sie ganz beherzt zurück. „Wenn ich es zuweg bringe, so geht ein anderes Leben an.“

Ich hab' ihren schönen Glauben mit Grinsen umgebracht. „O — dir träumt es allweg immer noch vom Liebeln und vom Süßholzraspeln! Notwendiger ist es wohl doch, das heißt, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will, daß man studiert, wie die Arbeit einzuteilen sei, und wie man im Stall zur richtigen Zeit losschlägt und neue Ware zukauft. Ist denn etwas nicht recht zwischen uns? Haben wir nicht Kinder aufgestellt?“

So hat sie nach wie vor mit allem allein fertig werden müssen, auch mit ihrer großen Wunderlichkeit. Sie hat sich mit der Weile ganz hinter ihr schweigendes Schaffen und Sorgen versteckt, gleich wie der Schneck, dem ein Schlingel die Hörnchen abgezwickt hat.

Aber ihr großes Gutmeinen ist darum nicht erloschen gewesen. Unsere Nachbarin, dem Zeerli seine, hat in ihrem Garten eine besonders schöne Sorte von gestammten Tulpen gehabt, die allen Leuten und auch mir sehr in die Augen stachen. Die Mäde gab sich alle erdenkliche Mühe, auch solche Tulpen aufzutreiben, nur mir zulieb. Weil ihr das beim besten Willen nicht gelang, was tat sie in der Not? Sie hat der Zeerlin bei Nacht und Nebel drei Zwiebeln aus ihrem Garten gemaust. Ja, das hat sie gemacht, auf die Gefahr hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster in Blüte standen und sich vor Ueberhebung kaum schicken konnten, hab' ich zu meiner Frau gesagt: „Ganz so schön wie der Zeerlin ihre sind sie halt doch noch nicht...“

Den vierzigsten Jahrestag unserer Hochzeit haben wir mit einem ordentlichen Schmaus gefeiert. So etwas darf man sich wohl erlauben, wenn einem alles so überaus gut gelungen ist. Ein Krüglein Wein ist auch auf dem Tisch gestanden. Meine Frau hat rote Bäckleln bekommen. An das Mal hat damals wirklich kein Mensch mehr gedacht; es ist ja auch zu jener Zeit fast nicht mehr sichtbar gewesen.

„Heut könntest du mir aber wohl wieder einmal Mädeli sagen,“ hat sie mich gebeten. Was geb' ich ihr darauf zurück? „Jetzt kommst du wahrhaftig noch einmal mit dem Blödlinn daher! Du alte Mäde du!“

Zwölf Jahre sind wir von da ab noch beieinander gewesen. Eine lange Zeit. Mir scheint, sie sei wie ein Hauch vorbeigegangen. Was für ein Wünschlein die Mäde in ihrer letzten Not noch hat wollen laut werden lassen, das wirst du mich nun wohl nicht mehr fragen. — —

Damit schwieg der Alte. Unsere Wege führten uns bald auseinander. Er strebte dem nahen Wirtshaus zur Ilge zu, durch dessen offene Fenster Gelächter und Kartenklopfen herübertönten. „D'Stück!“ meldete soeben einer mit überlaut krähender Stimme.

Am Friedhofe vorbeigehend stand ich einen Augenblick still. Auf einem der neueren Gräber ganz nahe der Straße blühten ein paar prächtige gestammte Tulpen. Auf dem Stab hin, von der giftigen Frau als Schelmin verschrien zu werden. Als die drei Tulpen das erste Mal vor unserm Stubenfenster

(Der Offizier zum schlechten Schützen:)

Sag' Deiner Mutter, du benötigst

BANAGO

Kraftgetränk zum Frühstück & Abendbrot

Lernpflegerinnen

gesucht für kantonale u. private Anstalten in der deutschen und französischen Schweiz. Wir erbitten Offerten mit Angabe von Alter, Bildungsgang, Konfession, wenn mögl. Beilage von Zeugniskopien und Photo. Auf Wunsch erteilen wir auch nähere Auskunft. Für den Schweiz. Verband der Pflegerinnen für Nerven- und Gemütskranke, die Präsidentin: Oberin **M. Schönholzer,** Forchstraße 93, Zürich 7, Telephon 24.869. P 6575 Z

Manor-Farm am Thunersee

Reizende Pension, 3 km von Interlaken, mit Tramverbindung, eigenes Seebad, großer Umschwung, vorzügl. Küche. Preise von Fr. 8.— an. Prospekte u. Referenzen.
P. T Besitzerin: H. E. Simpkin.

Ferienkinder OF3200D
finden jederzeit gute, sorgfältige Pflege bei junger, tüchtiger Erzieherin in sonnigem Haus im Bündnerland
H. Frischknecht, Frauenkirch

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus OF11186Z

Frauen!
Werbet fleißig neue Abonnenten für Euer gutes Blatt! Abonnentinnen erhalten für jedes uns eingesandte Ganzjahresabonnement
Fr. 3.— Gutschrift
auf ihr eigenes Abonnement, (oder Fr. 1.50 auf jedes Halbjahresabonnement). Ihr habt nebst dem materiellen auch ein moralisches Interesse an der eifrigen Werbung, denn jedes neue Abonnement hilft mit am Aufstieg Eures Blattes.
Die Administration.

MARKE KONFITÜREN
MANZ
Neue vorzügliche
Konfitüren und Gelées
im Offenverkauf

P 116 Z	per ½ kg
Vierfrucht	—.40
Zwetschgen	—.45
Johannisbeeren	—.50
Heidelbeeren	—.60
Brombeeren	—.65
Himbeeren	—.65
Stachelbeeren	—.70
Kirschen, schwarz	—.75
Weichseln	—.75
Orangen	—.75
Erdbeeren	—.75
Aprikosen	—.80
Hagebutten	—.90
Apfelgelée	—.50
Frühstückgelée	—.60
Quittengelée	—.70
Johannisbeergelée	—.70
Holdergelée	—.75
Brombeergelée	—.75
Himbeergelée	—.75
Preißelbeeren	—.80
Melasse	—.40
Kunsthonig	—.80
Wachholderlatwerge	1.—

8 % Kassabon
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
Karl Manz
vormals Manz-Schäppi
Zürich
Zähringerstr. 24, Tel. 21.758

Ecole horticole pour jeunes filles
La Corbière Estavayer le Lac (am Neuenburgersee)
Berufsausbildung und kurzfristige Kurse für Gartenliebhaberinnen. Französische Umgangssprache. Prospekte durch die Direktion.
P 2063 Z

Schweizerisches Landschulheim „Ruotzig" Flüelen P 1083 Lz
Erziehungshilfe, Nachhilfe, Erholung für Kinder der Primar- und Sekundarschulstufe. Individuelle Pflege. Fr. 4.- täglich. Prospekte u. Referenzen. Dr. J. Schweizer

ORO
schmeckt an den Speisen wie Butter und ist außergewöhnlich ergiebig
Flad&Burkhardt A.-G.
Zürich-Oerlikon
(Gegründet 1889)
P 243 Z

Eine Auswahl guter, alkoholfreier Wirtschaften u. Gasthöfe

Basel P 1490 Q
Batterie
Alkoholfreies Café
beim Wasserturm
Schönste Rundsicht Basels
Tel. 21.438 A. & H. Keuerleber

Basel • Tea-Room Turmhaus
am Aeschenplatz
A. & H. Keuerleber
Heller, hoher Raum
Gepflegter Service
P 1490 Q Telephon 40.866

Bern Daheim Alkoholfreies Restaurant
Schöne Hotelzimmer - Zeughausgasse 31
P 1245 Y Tel. 24.929

SEEHOF
Hilterfingen (Thunersee)
Heimeliges Familienhaus, Restaurant, Tea-Room. Das ganze Jahr geöffnet. Moderner Komfort. Geeignete Räume für Sitzungen und Anlässe. Wochenendarrangements. Prospekte. Tel. 92.26. P 8187 Y

LUZERN P 1233 Lz
Hotel Waldstätterhof
beim Bahnhof
Hotel Krone
am Weinmarkt
Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern

Alkoholfr. Gemeindehaus z. „Sonne"
Wädenswil (Zentrale Lage)
Diverse heimelige Lokalitäten, auch geeignet für Gesellschaften u Vorträge. Radio und Grammophone. Gute selbst geführte Küche. Passanten und Pensionären höflich empfohlen P 175 Z

Anmeldungen für weitere Felder nehmen alle Publicitas-Filialen entgegen
Preis pro Feld und pro Mal Fr. 4.—

Für die Festtage
empfehlen wir
Ia Roastbeef, Filet, Kalbsnierenbraten, gerollt, Fricandeau, Kalbsbrust z. füllen, Kalbshaxen, Kalbfleisch z. braten, Schweinefleisch z. braten, Schweinskoteletten, Schweinsnierstück, Schafsgigot und Koteletten.
Frisch geschlachtet: 324-4
Bündner-Gitzi und Kaninchen
ff Charcuterie u. Wurstwaren
Als Oster-Geschenk:
Göttinger in Eiform
BELL

Berücksichtigt beim Einkauf die Inserenten dieses Blattes

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
306-1

Handel im Wirtschaftskrieg

Der Ausbruch des Weltkrieges verschob die Verhältnisse im Welthandel mit einem Schlag. Ueberall tauchten Unmöglichkeiten und Hindernisse auf, die die Bezugsmöglichkeiten immer mehr einengten. Die unendlichen Schwierigkeiten im Einfuhrhandel hatten eine akute und stets wachsende **Verknappung des Angebots** zur Folge. Diese wurde auf die Höhe getrieben durch das der Schweiz von den Alliierten aufgezwungene

Kontingentierungs-System.

Es darf hier daran erinnert werden, wie sehr, ja heftig der h. Bundesrat — nach einer Unterredung des Schreibers mit dem damaligen Herrn Bundesrat Hofmann — sich gegen das Kontingentierungssystem mit seinen Beschränkungen und seiner Kontrolle zur Wehr setzte — bekanntlich vergebens.

Seit 1½ Jahren ist das Kontingentierungssystem wieder eingeführt worden, diesmal ohne Zwang von außen und mit dem Zweck, einerseits die Einfuhr auszuwerten, um für unsere Exportindustrien Absatz zu erzwingen, und anderseits um die Einfuhr aus handelsbilanzlichen Gründen einzudämmen und gleichzeitig den Absatz der Inlandproduktion zu rechten Preisen zu erleichtern. So wenig wie sich heute ein vernünftiger Mensch der Hilfe an die Landwirtschaft widersetzen wird, so wenig wird ein in diese Probleme Eingeweihter die Kontingentierung als Kampf- und Hilfsmittel **an und für sich verwerfen können.** In der **Durchführung**, im System jedoch, wie es heute gehandhabt wird, zeigen sich schwerste Schäden und Gefahren.

Tatsache ist, daß wir in **wirtschaftlicher Beziehung** so gut Krieg haben wie von 1914—1918 oder eigentlich bis 1919.

Ganz wie damals zeigt sich im Handel eine „Kriegserscheinung" nach der andern:

Konferenz folgt auf Konferenz. Die Syndikate schließen sich fester. Das große Wort: „Bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" tönt wieder bei jeder Gelegenheit und sorgt dafür, daß alles „freiwillig" vor sich geht. Die Züge nach Bern sind voll; es dreht sich im Handel wieder alles um das Zentrum Bern. Vor allem eine „Kriegserscheinung" beginnt sich immer deutlicher im Handel abzuzeichnen:

Bestimmte Einfuhrwaren kosten im Ausland z. B. 100, einige Schritte weiter auf Schweizer Boden aber schon 150.

Der Wert der Einfuhr-**Kontingente** macht sich überall und immer mehr geltend. Es bilden sich bereits sozusagen Kurswerte für diese goldenen Berner Scheine aus. So bietet man z. B. bis Fr. 1.10 per kg für Einfuhrbewilligung für Rindszungen = Fr. 11,000.— für einen 10,000 kg-Einfuhrschein, wohlverstanden nur für das Papierchen, Poulets kosten „mit Kontingent" ca. 70 Rp. bis Fr. 1.—, also Fr. 7000.— bis 10,000.— pro Wagen **mehr** als ohne diesen wertvollen Schein. Bei Eiern macht diese Differenz **nur** ca. 12 Prozent aus bei gewissen gesuchten „Kontingentsländern", oder Fr. 700.— bis 800.— pro Wagen. U.S.A.-Aepfel stehen z. Zt. auf Fr. 8.— bis 10.—, d. h. etwa Fr. 1200.— pro Wagen à 15 Tonnen. Für Speiseöl fängt's jetzt auch an, ca. Fr. 5.— die 100 kg.

Aber auch für Ausfuhr-Kontingente tut sich ein Markt auf. Die Kotierung der Ausfuhrscheine für Emmentalerkäse nach Frankreich stand letzte Woche auf Fr. 1000.— pro 10-Tonnen-Wagen. (De Chäs mag's ja scho verlide, s'isch einewig e feins Gschäft für de Bund.) Selbstverständlich ist der Handel mit Ein- und Ausfuhrscheinen verboten. Aber wer will verhindern, daß dieses Verbot umgangen wird, was bekanntlich auf sehr natürliche Art geschehen kann, indem man für die Ware diesseits der Grenze so und soviel mehr verlangt als sie jenseits wert ist, oder daß irgendeine Firma für eine andere die Einfuhr besorgt und dabei einen Zwischengewinn „verdient".

Diese Erscheinungen sind mit dem Kontingentierungssystem — abgestellt auf ein bestimmtes Ein- oder Ausfuhrjahr — **unlösbar** verbunden. Sie stellen aber einen **unberechenbaren** Reibungsverlust dar, den die schweizerische Volkswirtschaft zu tragen hat. Deshalb haben wir uns die Mühe genommen, schon vor einem Jahr, **um 15. März 1933**, Vorschläge an die Behörden zu machen, betitelt:

„Leistungs-System anstatt Kontingentierungs-System".

Diese Vorschläge eilten der Entwicklung zugegebenermaßen voraus und fanden nur teilweise, aber steigende Beachtung und Anwendung (Eier-, Pferde- usw. Einfuhr). In den nationalrätlichen und ständerätlichen Kommissionen wurden sie gar nicht besprochen oder nur gestreift.

Heute aber, nach einem Jahr, treten die Mißstände und Gefahren des Kontingentsrechtssystems klar zu Tage, so daß **heute gefordert** werden muß, daß das ganze Kontingentierungssystem gründlich und von neuem studiert und auf eine saubere und zweckdienliche Basis gestellt werde.

Ein Beispiel, das gerade jetzt aktuell ist, wirkt in dieser Hinsicht überzeugender als theoretische Auseinandersetzungen:

Die Migros führte in der Obstschwemme im Jahre 1931 eine Aepfel-Ausfuhr-Aktion durch und brachte 1½ Millionen Kilo Schweizer Aepfel im Ausland an den Mann.

Dabei hatte sie gar keinen Verdienst daran, so wenig wie ihre Orangen- und Südfrüchte-Lieferanten in Italien und Frankreich, die ihr die Aepfel abnahmen. Dazu schenkte die Migros **Fr. 6230.—** Exportprämie von der Eidg. Alkoholverwaltung den Basler Arbeitslosen, dem Hilfsfonds für Kleinbauern und den baselland schaftlichen Pflanzern und bekam dafür von Brugg und Basel schönen Dank.

Im Gegensatz zur Migros führten gewisse Händler im Obstschwemmejahr 1931 fremdes Obst ein und erschwerten damit unseren Bauern den Absatz ihres Produktes. Nun wurde für Obst wie für andere Importwaren gerade das Jahr 1931 als Stichjahr für die Einfuhrkontingente angenommen. **Dadurch verfügt die Migros — die zu einer Zeit, als Hilfe an die Landwirtschaft offiziell noch nicht verdienstlich war und belohnt wurde, Rücksichten auf den Inlandmarkt trug und aus- statt einführte** — nur über ein lächerlich kleines U.S.A.-Jahreskontingent, etwa für 12 Tage nach heutigem Bedarf ausreichend. Nun erhielten wir anerkennenswerterweise Zusatzkontingente, einen Teil Kontingentsrechte konnten wir für erhebliches Geld erwerben. Nun sind aber die Kontingentsrechte derart im Kurs gestiegen, daß dieser Weg nicht mehr gangbar ist. Die Inhaber von Kontingentsrechten wissen nämlich mit mathematischer Sicherheit, daß ihre Scheine noch gewaltig im Preis steigen werden und spekulieren damit wie mit einem anderen Papier, denn die Einfuhrbehörden in Bern erklärten kategorisch, daß kein neues Kontingent für U.S.A.-Aepfel gegeben werde. Unterdessen sind unsere letzten zwei Wagen im Bahnhof Zürich angekommen und stehen schon seit fünf Tagen dort. Bern sagt uns: „Kaufen Sie doch auf dem Inlandmarkt, Sie wissen, daß Sie kein Kontingent mehr haben." Nach langem Bemühen, fast mit Drohen, konnten wir schließlich 10 Tonnen in Basel von einem glücklichen Kontingents-Inhaber, der eben im Jahr 1931 Aepfel eingeführt hatte, kaufen — aber 38% teurer als die Ware, die wir seit Monaten gekauft, unterwegs und auf dem Bahnhof Zürich hatten, und **nicht** zum Normalzoll hereinbringen können.

Der Normalverdienst bei freier Wirtschaft beträgt auf kalifornischen Aepfeln bei **Waggonverkauf** gegen Dokumente etwa 5%.

Ist es richtig, daß zu Zeiten, wo andere Wirtschaftszweige dahinsiechen, ja aussterben, im Kontingentshandel fünffache Gewinne unter Bundesschutz erzielt werden?

Nun sagte man uns in Bern: „Zahlen Sie den fünffachen Zoll; statt Fr. 5.— auf Kontingentsware Fr. 25.— auf Ware ohne Kontingent." Sicherlich ist dies richtig beim jetzigen System. Aber was ist die Folge? Wenn die Migros 20 Rp. per Kilo mehr Zoll bezahlen muß, muß sie auch entsprechend im Preis aufschlagen, und dann folgen alle andern im Preis nach.*

Wir meinen aber, daß die Bevölkerung im März noch Anspruch hat auf Aepfel zu einem Preis von 65—70 Rp.

Da sollen Aepfel noch nicht Comestible-Preise haben, sondern man soll dem Kind einen „Oepfel" zum „Znüni" mitgeben können, und Aepfel sollen im Obstland Schweiz nicht im März schon für die oberen Zehntausend reserviert sein. Auch die Landwirtschaft hat zugegebenermaßen ein positives Interesse, daß Aepfel konsumiert werden anstatt nur Orangen — und wenn es auch amerikanische Aepfel sind, nachdem es **gar keine schweizerische mehr hat.** Wenn wir dann einmal wieder Aepfelschwemme haben, so verbietet oder erschwert man die Einfuhr, und unsere Bauern bekommen einen prima Preis für ihr Obst, und was die Hauptsache ist: sie bringen ihre Ware los.

Ist es nicht ein Sonnenstrahl in die Autarkie-Finsternis, daß genau seitdem die bösen amerikanischen Aepfel eingeführt werden, die Schweizer Aepfel im Wert erstaunlich viel höher stehen als in Vorkriegszeiten — als einziges landwirtschaftliches Produkt(?) Da darf man etwas lernen.

Hier tut sich die Frage:

Ist es richtig, daß zurzeit des Lohnabbaues, der Kurzarbeit, der Arbeitslosigkeit und des geschrumpften Einkommens aus Vermögen die Preisregulierung verhindert wird für gesunde und notwendige Nahrung, wie Aepfel sind?

Wie immer will die Migros nicht Kritik üben um der Kritik willen, sondern wird in nächster Nummer an gleicher Stelle das „Leistungs-System" entwickeln, das einen handelspolitischen Schutz ebensogut gestattet wie das jetzige „System Kontingentsrechte 1931" usw., dabei aber dem Produzent und dem Konsument durch seine Anpassungsfähigkeit weitgehend Rechnung trägt und dem Handel **Lohn nach Leistung** gewährt anstatt dicken Gewinn gestützt auf ersessene und Zufallsrechte.

Schon heute sei gesagt, daß das „Kontingentierungssystem 1931" den schlimmen Nebeneffekt hat, daß die **Kleinhändler** für die kontingentierten Waren selber einen **zu hohen** Preis bezahlen müssen und dadurch weniger konkurrenzfähig sind mit den Großdetaillisten, die über eigenes Kontingent verfügen. Diese Nebenerscheinung würde auch verschwinden unter dem „Leistungssystem", bei dem jeder gleichgestellt wäre und freie Konkurrenz herrschen würde.

(Fortsetzung folgt.)

* Wir verzollen nun die im Bahnhof Zürich stehenden Aepfel zum fünffachen Zoll, und zwar **provisorisch**, verkaufen sie zum bisherigen Preis von 70 Rp., wälzen also den Zoll — wie auch schon — nicht auf das Haushaltsbudget ab und hoffen, daß Bern uns zum Risiko hin nicht noch den Verlust aufbürdet.

„Anima", das neue Frühstücksgetränk
500 g-Büchse Fr. **1.40**
(Fr. 1.50 mit 10 Rp. Bareinlage.)

Joghurt
Natur und mit diversen Frucht-Aromen 250 g-Glas **20** Rp.
(Verkaufspreis 25 Rp. mit 5 Rp. Bareinlage.)
Joghurt mit Konfitüre: Erdbeeren, Brombeeren, Aprikosen, Johannisbeeren
210—230 g Joghurt / 30—40 g Konfitüre **25** Rp.

Bouillon-Würfel Würfel **2,9** Rp.
(Dose mit 29 Würfeln = 85 Rp. + 15 Rp. Bareinlage = Fr. 1.—)
Toro-Würze 250 g-Fläschchen **90** Rp.
(Depot 10 Rp.)

Schweineschmalz ½ kg **62½** Rp.
(800 g Fr. 1.—)
Schweiz. Corned Beef Büchse **80** Rp.

Oster-Artikel
Großer Osterhase, 550—580 g **Fr. 2.50**
Kleiner Osterhase, 100—110 g **50 Rp.**
Großes Osterei, gefüllt mit Pralinés, 325—335 g **Fr. 1.50**
Kleines Osterei, gefüllt mit Pralinés 195—205 g **Fr. 1.—**
Nougat-Ei, gefüllt mit Schokoladetäfelchen ca. 250 g **Fr. 1.—**
Pralinen-Ostersortiment, mit staniolisierten Schokolade-Eilein
große Schachtel 216—224 g **Fr. 1.—**
kleine Schachtel 107—113 g **50 Rp.**

Bienenhonig kontroll. Schweizer ½ kg Fr **2.-**
(375 g-Glas Fr. 1.50 + Depot 50 Rp.)
ausländischer Siebenbürger ½ kg Fr. **1.51½**
(330 g-Glas Fr. 1.— + Depot 50 Rp.)

Muskat-Datteln ½ kg **62½** Rp.
(400 g 50 Rp.)
Aprikosen, halbe große Büchse **95** Rp.

Hauswirtschaft und Erziehung.

Warum in der Erziehung die strenge Hand nottut.*

Von Irene Marinoff.

Heutzutage von Strenge in Erziehungsdingen zu reden, ist unmodern — oder ist es gar schon wieder modern geworden? Hat es sich etwa herausgestellt, daß es ohne die strenge Hand in der Erziehung nicht geht?

Blicken wir zurück. In früherer Zeit, da ganz allgemein an eine göttliche Weltordnung geglaubt wurde und die Autorität der Eltern und Erzieher in ihr fest begründet war, da strenge Sitten, eindeutige Gebote von der Sicherheit des Lebens zeugten, wäre ein Zweifel an der Notwendigkeit der Strenge in der Erziehung gar nicht aufgekommen. Das Individuum wurde seinem Wesen nach als schlecht, als sündig angesehen und sollte durch strenge Zucht in eine statische Welt, die die Welt Gottes war, hineinerzogen werden.

Im Laufe der Entwicklung lockerten sich aber die Bindungen, das Individuum wurde neuentdeckt, sein Wert im Gegensatz zur Autorität der Kirche herausgestellt. Man glaubte an das Gute im Menschen, man glaubte an eine mütterliche Natur, die das Beste für ihre Kinder will. Das Individuum sollte sich nunmehr frei entfalten, an die Stelle der Autorität die unmerkliche Führung treten, so daß Lernen wie Spiel, Erziehung wie natürliches Wachstum erschien. Es dauerte anderthalb Jahrhunderte, bis diese Gedanken Allgemeingut der Gebildeten wurden. Das Jahrhundert des Kindes wurde eingeläutet. Etwa fünfundzwanzig Jahre vergehen, da heißt es schon fragend „Führen oder wachsen lassen?" Wiederum etwas später ist man geneigt zu sagen: „Führen und wachsen lassen", wobei der Ton sich merklich nach dem „Führen" hin verschoben hat. Heute gilt für weite Kreise nur noch das „Führen".

Wie ist dieser rasche Umschwung zu erklären? Das 20. Jahrhundert zieht auf diesem wie auf fast allen anderen Gebieten nur die Konsequenz dessen, was sich seit längerer Zeit vorbereitet hat. Wir wollen zeigen, wie das gemeint ist. Die Welt, mit der Rousseau rechnete, als er sein Erziehungsprogramm entwickelte, schien noch im Großen und Ganzen eine sichere Welt. — Wir wissen heute, daß auch sie nicht mehr so fest stand wie ehedem, daß ihre Sicherheiten unterwühlt waren. — Wie dem auch sei, was für Rousseaus Zeit nach stimmen mochte, gilt heute nicht mehr. Die Welt, in die das Kind hineinerzogen werden soll, hat sich verändert. Für den gottgewollten Stand fehlt das Verständnis. Die Autorität der Kirchen ist untergraben, Weltanschauung und Philosophie sind bei vielen an die Stelle des Glaubens getreten. Die strengen Sitten des Bürgertums sind lockeren gewichen. Schließlich sind die Werte selbst relativiert. Im Leben des Geistes gibt es nichts Festes mehr. Das Gleiche gilt für die Welt der Natur. Nunmehr stellt sich das Leben als Spiel von unerbittlichen Kräften dar. Es ist ein heimtückisches Leben voller Unsicherheiten. Es gibt keine Garantien. Hier lauert wirtschaftlicher Ruin, dort wanken die Stützen der Weltanschauung. Das Du versagt ebenso leicht wie die komplizierten Dinge der Technik, mit denen sich der Mensch umgeben hat. Was ist aus der wohlgegründeten Welt geworden? Unsicheres Dunkel mit Irrlichtern, die über Sümpfen geistern.

An dieser fundamentalen Unsicherheit der Welt ändert nichts die Tatsache, daß neuerdings allerorten versucht wird, neue Werte aufzurichten. Man verabsolutiert den Staat, man spricht von Blut und Boden, Rasse, Volk, Führertum, Gott als neuen, verpflichtenden Werten. Es bleibt die geistige Unsicherheit, es bleibt die wirtschaftliche Unsicherheit. Das alles ist in jüngster Zeit nur besonders deutlich geworden. Wenn man aber genauer zusieht, kann man verfolgen, wie es sich langsam seit Jahrhunderten vorbereitet hat.

Wie sucht die Erziehung den jungen Menschen für diese Welt vorzubereiten? Ihre theoretische Voraussetzung ist noch immer der Glaube an das Gute im Menschen, der Glaube, daß das Wesen des Kindes dem der Pflanze gliche, die nur Sonne braucht, um sich in Schönheit zu entfalten. So ist es zu einer Verzärtelung im Elternhause gekommen, zu einer Rücksichtnahme auf das einzelne Kind in der Schule, die verhängnisvoll wirken können. Hinzu kommt, daß man die oft sogar falsch verstandenen Theorien der Psychotherapeutik auf das Gebiet der Pädagogik anwandte, wo sie nicht hingehören, daß man sich aus Angst, psychische Traumata zu verursachen, scheute, fest zuzugreifen. Was geschieht aber, wenn schon dem Kinde aller Willen gelassen wird? Es wird rechthaberisch und widerspenstig, es fügt sich nicht ein, es läßt sich nichts sagen. Es wird im wahrsten Sinne des Wortes „lebensuntauglich". Denn in unserem heutigen Leben kann sich nur der Tüchtigste durchsetzen, und das ist vor allem derjenige, der aus sich heraus Stärke ziehen kann. Woher diese aber nehmen, wenn man in der Jugend nie auf Widerstand gestoßen ist, wenn man nicht gelernt hat sich einzuordnen, sein eigenes Ich zu meistern?

Wenn Erziehung für das Leben tauglich machen soll, so ist für unser heutiges Leben nur eine strenge Erziehung die wahre Vorbereitung.

Bisher ist immer nur von der Welt die Rede gewesen, in die das Kind hineinerzogen werden soll. Sprechen wir jetzt einmal vom Kinde selbst. Wie reagiert das Kind auf Nachsicht? Wie auf Strenge? (Wobei Strenge nicht etwa mit Härte gleichzusetzen ist). Die Erfahrung lehrt: das Kind will ja gar nicht Nachsicht. Es will nicht, daß man es gewähren läßt. Das sieht man schon bei den ganz Kleinen. Ist etwa ein Zweijähriges ungezogen gewesen, sieht es erwartungsvoll den Erwachsenen an, was wohl erfolgen wird. Es liebt strenge Menschen weit mehr als die zärtliche Mutter, die es verwöhnt und alles durchgehen läßt. Ein durch allzu große Nachsicht verdorbenes und dadurch unartig gewordenes Kind fühlt sich anfangs, ehe es noch eitel auf seine „Heldentaten" oder gar verstockt geworden ist, nicht etwa wohl bei seinen Ungezogenheiten. Es fühlt etwas vom gefallenen Engel in sich, wenn es heim Naschen den Kuchen mit Verbissenheit in sich hineinstopft oder der Mutter auf ihre Vorwürfe widerspricht. Ganz und gar nicht wohl ist ihm in seiner Haut, wenn nichts auf seine Frechheit erfolgt. In der Schule ist es ähnlich. Diejenigen Lehrer sind, besonders in den Unter- und Mittelklassen, am beliebtesten, die ein strenges Regiment führen. Eine Klasse verträgt eher Ungerechtigkeit als allzu große Nachsicht. Und manche Kleine ist zur Klassenlehrerin gekommen, um ihr zu erzählen, daß es doch viel besser wäre, wenn man genau wüßte, was man tun dürfe und was man lassen müßte; daß sie doch viel lieber Stunde bei der strengen Lehrerin hätte u. a. m.

Kinder fügen sich willig der strengen Hand, denn sie haben ein Bedürfnis nach etwas Sicherem, Festem in der Welt. Dieses Bedürfnis muß sehr tief in dem Menschen verwurzelt sein, nicht die wenigsten seiner Handlungen lassen sich aus ihm herleiten. Beim Kinde könnte man sich die Sache etwa folgendermaßen erklären: Wenn der Säugling zuerst zum Bewußtsein erwacht, stößt er an harte Gegenstände, die nicht rücken, wenn seine Hand an ihnen entlang fährt. Hat sich das Kind schon im Zimmer zurechtgefunden, sind es die festen Wände, der Stuhl, der Tisch, die ihm eine deutliche Vorstellung von der Umwelt geben. Nur selten gibt etwas nach, das Federbett, das Kissen, aber auch dann nur zu einem gewissen Grade. Dieselbe Unerbittlichkeit erwartet es nun auch von den Erwachsenen, die es umgeben. Es findet sich nicht zurecht bei einem Menschen, der heute so und morgen so ist. Es weiß ja gar nicht, wie es sich zu verhalten hat, wenn dieselbe Handlung zu verschiedenen Zeiten verschiedene Reaktionen hervorruft. Die Welt ist ihm nur „richtig", wenn mit größter Konsequenz auf dasselbe Vergehen dieselbe Strafe folgt, wenn nichts nachgesehen und nichts regelwidrig bestraft wird. In diesem Zusammenhang erinnert man sich an die Nachdrücklichkeit, mit der die Kinder darauf bestehen, dasselbe Märchen in genau den gleichen Worten zu hören, die beim erstenmal fielen. Und eine Tante, die das nicht kann, die kann eben nicht richtig Märchen erzählen. —

In der Schule äußert sich dieses Streben nach Gleichmaß und Sicherheit wieder. Wie schwer stellen sich die Kinder oft auf einen neuen Lehrer ein, allein, weil er nach einer etwas anderen Methode unterrichtet. — Die meisten Schüler lernen einen Weg zur Lösung eines mathematischen Problems gelernt haben; wenn sie mit anderen bekannt gemacht werden, halten sie mit der größten Konsequenz an der ersten fest. Ich glaube nicht aus dem Grunde, weil sie ihnen die geläufigste ist, sondern aus einer instinktiv statischen Einstellung heraus.

Der Mensch hängt nun einmal fest am Erstmaligen. Befriedigen wir dieses Bedürfnis auch beim Kinde. Werden wir vor allem konsequent! Erzieht man ein Kind mit sachlicher Konsequenz, dann hat man nicht nur späteren Konfliktstoff aus dem Wege geräumt, sondern auch dem Kinde selbst einen unschätzbaren Dienst geleistet.

* Zu diesen Ausführungen einer Lehrerin würden wir gerne Meinungsäußerungen aus dem Kreise der Leser entgegennehmen. Was sagt die Mutter, was die Lehrerin dazu? Gibt die Erfahrung dieser Ansicht recht? Dafür geeignete Einsendungen veröffentlichen wir gerne unter der Rubrik: „Was sagt die Leserin?" Red.

Der geistige Alltag der Frau u. Mutter.

Eine Leserin schreibt uns:

Wir reifern Frauen mühen uns immer noch um den Alltag. Wenn eine Woche dem Ende entgegengeht und das ihr vorauseilende sorgende Denken abgewickelt ist, so steigt unerbittlich die kommende neue Woche in unserem Bewußtsein auf. In diese schön abgeteilte Woche mit ihren sechs Werktagen, da man sich sorgen und mühen darf für seine Lieben, und einem Sonn- und Ruhetag, der alle vereint, denken wir bereits das Skelett des Arbeitsplanes hinein: einen lieben Besuch, die Freizeit der Hilfe, eine außergewöhnliche Putzarbeit. Dieses Skelett wird dann ausgekleidet mit den Forderungen des Tages und der Stunde.

Frau und Mutter von heute, was hast du für Kopfarbeit! Immer und immer wieder überlegst du dir die Nahrung der Deinen. Aerzte sind sich nicht einig darüber, und du mußt sorgend und liebend den Weg finden, die Aufbau- und Betriebsstoffe zusammenzutragen, die deinen Liebsten nötig sind und die dein Geldbeutel verträgt. Das hört auch bei deinen großen Kindern nicht auf und auch bei ihnen beschäftigt dich noch deren geistige Nahrung und der Kreis, den du um sie sammelst. Tagsüber gehn die Deinen dem Berufe und der Fachausbildung nach; möge deine Kraft nicht erlahmen, ihnen beim Heimkommen die Ruhe und Ausgeglichenheit des Heims zu bieten, deren sie bedürfen!

Wie die Mutter dem Kleinen half, wenn es mit zerschundenen Beinchen bei ihr Zuflucht suchte, so ist sie jetzt offen und bereit, für größere und geistige Freuden und Sorgen. Bereit zum Mitfreuen und zum Mitsorgen, zum stillen, behutsamen Helfen, wo ihr Rat und ihre Tat not tun. Ihre körperliche Spannkraft ist nicht die der Zwanzigjährigen; an deren Stelle sind Ueberlegtheit und Erfahrung getreten, und das Verantwortungsgefühl spannt sich weiter, weit über Haus und Familie hinaus.

Kaum hätte man den Mut, noch einmal anzufangen. Guter Pestalozzi, wie hast du den Kern herausgeschält: die Wohnstubenluft! Sie ist es, die den Säugling, den Jüngling, den Mann beeinflußt, und wie viel ist, von den Verhältnissen abgesehen, dafür die Frau verantwortlich! Senkt sich doch in jeder Stunde und an jedem Tag jedes liebe Walten, aber auch jedes unfreundliche Wort der Mutter in die Seelen der Familienglieder wie der Same ins Erdreich. Und dann quillt es und wächst und kommt wieder ans Licht. Generationen tragen die Liebe und das unfreundliche Wort weiter, und es entsteht die Welt voll Gutes und die Welt voll Haß. Wie erschrecken vor dem unabsehbaren Einfluß, den wir da haben. Nicht umsonst bewegt Christus immer wieder die Herzen: Hingabe an ein Großes. Und das hat die Frau im Alltag tausendfach Gelegenheit zu üben im Kleinen und Allerkleinsten; der Mann wird abgelenkt vom Innersten durch den Kampf nach außen, aber die Frau hütet den Kern. Wie schwerwiegend ist für uns Frauen der Spruch: Kleine Ursachen, große Wirkungen! — L. O.

Die Käuferin muß denken.

Vor- und Nachteile beim Verkauf und Einkauf ländlicher Produkte.

Hier gibt uns eine wohlunterrichtete, einem Bäuerinnenverband nahestehende Frau, eine „Landfrau", ihre Erfahrungen kund. Wollen sich Hausfrauen zu Stadt und Land dazu äußern? Was sagt die Käuferin? Ein Austausch von Erfahrungen wäre erfreulich. Kurze Einsendungen an die Redaktion sind willkommen.

Wenn eine Frau den wirtschaftlichen Teil ihres Haushaltes richtig durchführen will, so muß sie am rechten Orte sparen können. Dazu gehört weiter nichts, als etwas gesunde Vernunft. Es hat einmal jemand gesagt, die wahre Sparsamkeit bestehe nicht darin, die Waren umsonst oder halb geschenkt erhalten zu wollen, sondern man müsse in wohlüberlegter Weise die Ausgaben niedriger zu stellen wissen, als die Einnahmen es im äußersten Falle gestatten. Kleine Vorteile mißachten, sei gleichbedeutend der Arbeit von Mäusen, die, unbekämpft, auch in kleiner Zahl, großen Schaden im Weizensack anrichten können.

Im Zentrum des häuslichen Wirtschaftsplanes steht die Küche. Im täglichen Verbrauch möchte ich, als Hauptprodukte,

das Ei und die Butter

nennen. Der schlimme Punkt beim Frischei, namentlich im Winter, ist die Preisfrage. Ostern bringt den Wendepunkt. Um diese Zeit sind die Kostbaren wieder leicht erhältlich und verhältnismäßig billig. Beim Einkauf von Eiern handelt es sich gleichsam um eine Vertrauenssache; denn es kommt immer wieder vor, daß importierte Eier als Schweizereier verkauft werden. Der kleine Schwindel wird wettgemacht, indem man das Ei um zwei Rappen billiger kauft. Wer aber zu Konservierungszwecken einkauft, der lasse sich nicht durch die Billigkeit, um den Vorteil der Güte prellen. Was nützt ihm der Gewinn am einen Ort, wenn er am andern, durch frühzeitiges Schlechtwerden der Ware, Verlust leidet. Ein Frischei, richtig konserviert, und in gleichbleibender Temperatur von 10—12 Grad Celsius aufbewahrt, kann sich ein Jahr lang gut halten. Ein Ei will gleich nach seinem Entstehen sachverständig behandelt sein. Eier, die tagelang im Nest liegen bleiben, werden durch das Sitzen der Henne chemisch verändert. Falls sie verunreinigt sind, müssen sie für den Markt gewaschen werden. Das schließt einen Nachteil in sich; denn die schützende Schleimhaut wird von der Schale entfernt. Durch die freigelegten Poren entfliehet die Kohlensäure; das Eiweiß wird dünnflüssiger und ist in diesem Zustande der Fäulnis zugänglicher. Der Grossist und der Laden vermögen diese Einzelheiten nicht nachzuprüfen. Für Frischware bürgen, kann nur die bäuerliche Eigenproduktion. Darum sehe man sich wenn möglich nach einer guten Bezugsquelle auf dem Lande um, oder kaufe am Marktstand der Verbandsbäuerin. Denn man kommt nie auf den Vorteil, wenn das zum Leben Nötige aus dritter Hand eingedeckt wird. Leider kann ich, für den Konservierungsgebrauch, nicht einmal „dem Schweizerei im Laden" unbedingt das Wort reden; denn durch längeres Liegen in der Kiste erleidet es, nicht nur einen Wohlgeschmacks-, sondern auch einen Gewichtsverlust und ist nach vier Wochen kaum noch besser, als das Importei. Die Eier werden dem Gewichte nach eingeteilt in kleine (45—52 g), große (53—59 g) und extragroße (über 60 g). Bei letztern schwankt die Schwere zwischen 60—85 g. Die Frau, als Verwalterin der Hauswirtschaft, muß nun rechnerisch herausfinden, wo sich, in Bezug auf diese drei Klassen, ein Vorteil ergibt. Im Kochbuch heißt es vielleicht: Man nimmt 6 Eier .... Welche Sorte soll ich nun wählen? Das Kochbuch schweigt sich über das Gewicht aus. Ziehe ich große Eier vor, was in der Hochflutzeit ohne Verschwendung geschehen kann, dann setze ich, zum Ausgleich des Preisunterschiedes, dem Kochbuch die Stückzahl herunter. Statt der sechs Eier nehme ich nur 5, oder auch bloß vier. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß vier große den sechs kleinen die Wage halten.

Butter hat wirtschaftlich den Vorzug, daß sie in andere Form gegossen werden kann, wenn sie uns zum Tafelgebrauch nicht mehr einwandfrei erscheint. Jedes gute Geschäft für Milchprodukte wird auch gute Butter führen. Man kauft dort, wo man zufriedenstellend bedient wird. Heikler ist die Milch, weil sie, für den Massengebrauch zusammengeschüttet, auf ihre gesundheitliche Zusammensetzung nicht beurteilt werden kann. Wer Rohmilch genießen will, der erkundige sich unbedingt nach dem Gesundheitszustand der Tiere. Es gibt Ställe wie z. B. auf dem Strickhof, wo der Kuhbestand geimpft ist, und wo er vierteljährlich auf Tuberkulose und den Bazillus Bang untersucht wird. Die Stickhofmilch, die in Zürich zum Ausschank gelangt, ist nur für den Rohgenuß berechnet, und darum im Preis erheblich teurer als die gewöhnliche Milch.

Heute, im Zeichen der Rohkost, wird

den Gartenprodukten

vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet. Der Markt ist eine landwirtschaftliche Produktenschau. Von den ersten Frühjahrsgemüsen verlangt man Feinheit. Radieschen, Oberkohlrabi, Carotten zieht die Bäuerin aus dem Beet, wenn sie noch zart sind, also vor ihrer vollendeten Reife und Größe. Frischer Frühlingssalat schmeckt herrlich! Wer möchte ihn auf seiner Tafel missen, selbst wenn sie noch so bescheiden ist! Es gibt nun Käuferinnen, die sich am Marktstand ängstlich erkundigen, ob ja der Salat bloß mit Wasser besprengt worden sei, statt mit Jauche. Ihre Befürchtungen sind nicht unangebracht, wegen allfälliger Wurmeier, die den Gartenprodukten anhaften könnten. Die einzige Vorbeugungsmaßnahme beim Rohgenuß von Bodenerzeugnissen ist sorgfältiges Waschen. Verkehrt wäre es aber, wollten wir aus Uebergängtlichkeit diese hervorragenden Produkte für gesunde Volksernährung von unserm Tische bannen.

Stellen wir dem Frühjahr den Sommer gegenüber, so bemerken wir, daß die zarten Erstlingsgemüse sich verzogen haben. Gute einheimische Erzeugnisse kommen auf den Markt: Spinat, Kefen, Bohnen, Erbsen, Tomaten .... Durch richtige Wahl beim Einkauf, kann Geld gespart werden. Richtig wählen wird aber nur, wer richtig taxieren kann, und sparen wird nur, wer die Sachen kauft, wenn sie zu haben sind. In den Läden stehen die Preise auf Gemüse höher, als auf dem Markt; sogar in den verschiedenen Verkaufslokalen sind sie verschieden. Sterilisierware ist zuerst in Gerichten auszuproben, ehe man sie in größern Quanten einkauft.

Der Herbst bringt uns die währschaften Kellergemüse: Winterlauch (Poree), Knollensellerie, Schwarzwurzeln, gelbe und rote Rüben, Weiß- und Rotkabis .... Die Hausfrau soll auch da ihren Bedarf eindecken, wenn Verkaufssaison ist und die Produkte am billigsten sind. In der Qualität wird sie auf schöne und gesunde Ware achten; sie verringert dadurch die Abfälle. Knollen und Wurzelgewächse kauft sie nur ein, wo diese gutgereinigt auf den Markt gebracht werden. Sind z. B. Rüben und Schwarzwurzeln durch Erde verkleistert, dann lassen sich etwaige Beschädigungen nicht feststellen. Erst beim Putzen zu Hause, wird man gewahr, daß man mehr für den Kotkübel eingekauft hat, statt für den Tisch. „Wie ich angeschmiert worden bin, mit den Kartoffeln! Sie verkochen mir nach wenigen Minuten schon zu einem Brei!" klagte eine Stadtfrau. In Wahrheit ist aber die Gute nicht angeschmiert worden, sondern sie hat nicht richtig eingekauft. Die tüchtige Hausfrau muß sich daran gewöhnen, die Kartoffeln für die verschiedenen Kochzwecke zu prüfen und auszuwählen. Eine leicht verkochende Sorte eignet sich zu Suppe und Mus. Kartoffeln, Obst, Gemüse, haben heute ihre Namen. Sie tragen sie nicht umsonst, nicht bloß, weil es schön ist oder modisch. An die Namen knüpfen sich die Sorten. Das bringt Erleichterung in der Auswahl. Wenn eine Frau eine Kartoffelsorte kauft, die sich Ackersegen nennt, so muß sie wissen, daß das eine leicht verkochende Ware ist.

Langen wir nach Aepfeln, Birnen, Kirschen, so müssen sie reif sein. Der volle Nährgehalt findet sich nur in ausgereiften Früchten. Oft läßt sich die Hausfrau bestechen; sie greift zum Fremden, zu kalifornischem Obst, weil es ihr schöner erscheint. Aber diese glänzenden Auslandsäpfel und Birnen sind poliert und sehr oft mit dem giftigen Schweinfurtergrün behandelt worden, auch den gedörrten Pflaumen sieht man den Lack schon von weitem an. Bleiben wir daher lieber bei den einheimischen Marktprodukten; wir fördern und erhalten dadurch ein Stück schweizerischer Landesexistenz. M. B.

Die Hausfrauen gehen an die Mustermesse.

Der Verband schweizerischer Hausfrauenvereine veranstaltet anläßlich der Mustermesse in Basel am 9. April

einen Hausfrauentag,

zu dem die Mitglieder der Sektionen eingeladen worden sind. Diese Veranstaltung bietet den Hausfrauen beste Gelegenheit sich selbst ein Urteil über die Qualität der Schweizer Produkte zu bilden. Folgende Zeilen mögen die Leserinnen überzeugen, daß die einheimische Industrie viel Schönes für uns schafft und daß ein Messe-Besuch lohnend sein wird. Die Messeleitung schreibt darüber:

Die Frau erscheint nur selten an der vorderesten Front des Wirtschaftskampfes. Es wächst aber ihre Bedeutung im Wirtschaftskampfe in dem Maße, als wir die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Gütererzeugung und Verbrauch erfassen. Denn das ist wertvollste Mitarbeit der Frau, daß sie sich der täglichen Pflicht bewußt ist: der Berücksichtigung heimischer Erzeugnisse, der Wertschätzung heimischer Arbeit.

Gibt sich die Schweizerfrau dabei Rechenschaft über ihre Verpflichtung den einheimischen Erzeugnissen gegenüber? Sie wird es umso eher tun, je besser sie von der Vorzüglichkeit der Schweizerprodukte überzeugt ist. Diese Ueberzeugung zu gewinnen bietet sich der Schweizerfrau jährlich eine einzigartige Gelegenheit. Es ist die

Schweizer Mustermesse.

Die Messe unterrichtet über die verschiedensten Arbeitsgebiete der schweizerischen Industrien und Gewerbe. Für die Frauenwelt sind folgende Gruppen, von besonderer Bedeutung: Hausbedarfsartikel, Küchenartikel, Keller, Waschküche, Bad, ferner Wohnungseinrichtungen und die Sonderveranstaltung „Schweizer Möbelmesse".

Aus den vielen Erzeugnissen, die an der Schweizer Mustermesse um die Beachtung der Besucher werben, wollen wir für die besondere Aufmerksamkeit der Frauenwelt namentlich eine Gruppe herausgreifen: Textilwaren, Bekleidung und Ausstattung. Diese Gruppe bietet unter anderem: Stoffe aller Art, Damenwäsche, Herrenartikel, Badeartikel, Gewebe aus Rein- und Halbleinen, Buntgewebe aus Baumwolle, Halbleinen u. Bourettseide, Tisch- und Bettwäsche, Wolle und Garne, Näharikel, Handarbeiten, Decken aller Art, Schirme usw.

Entwicklung und Anpassung an den Fluß der Lebensformen und Lebensbedürfnisse lassen die Schweizer Mustermesse jährlich neue Sondergruppen veranstalten. Eine solche Sonderveranstaltung wird im Meßbilde von 1934 namentlich auch für die Frauen ein besonderer Anziehungspunkt sein. Es ist der Modesalon. Ein eigens zu diesem Zwecke ausgestatteter Raum wird eine Anzahl Modeartikel zu einer harmonischen Schaustellung zusammenfassen. Dieses Bild wird auf dem Gebiete der Mode den Zeitgeschmack vorzüglich zum Ausdruck bringen.

Einige Stunden an dieser Musterschau werden jede Schweizerfrau davon überzeugen, daß nur in seltenen Fällen eine Notwendigkeit besteht, ausländische Produkte den einheimischen vorzuziehen.

Auch der Frauenwelt sind in dieser Zeit des Aufbauens große Aufgaben gestellt. Der Gedanke der Gemeinschaft verpflichtet beim Einkauf! Er muß die Ueberzeugung schaffen, daß es ein hohes wirtschaftliches Gebot ist, einheimisches Schaffen zu ehren und damit dem Mitmenschen Arbeit und Brot zu schaffen.

Wissenschaftliche Hauswirtschaft.

Immer wieder und in ganz verschiedenen Ländern tauchen Projekte auf oder werden Neuerungen eingeführt, welche den Zweck haben, die Arbeit der Hausfrauen rationeller zu gestalten oder dann das ganze Gebiet der hauswirtschaftlichen Aufgaben wissenschaftlich zu erfassen.

Wir erfahren soeben, daß in Dänemark, an der Universität von Arkus, ein

Lehrstuhl für Hauswirtschaftslehre

gegründet worden ist. „Es wird somit", so vernehmen wir aus „L'enseignement ménager", „in Zukunft möglich sein, an dieser Abteilung den Doktortitel für hauswirtschaftliche Wissenschaften zu erhalten. Es darf nicht etwa angenommen werden, daß nur die dänischen Frauen allein für die Erlangung dieses Titels sich bemühen können. Die Kurse sind nicht für sie reserviert, sondern auch den männlichen Studenten offen, welche sich diesem Lehrstoff zuwenden wollen." Eine Holländerin, Frau Vaveren Nesink, Präsidentin der Liga für hauswirtschaftliche Organisation in Holland, macht in „Europa Una" einen anderen Vorschlag. Sie wünscht eine

Europäische Schule für hauswirtschaftliche Expertinnen

und schreibt darüber: „der heutigen Hausfrau wird geholfen durch alle mechanischen und elektrischen Geräte, durch das Gas, das fließende Wasser, den ganzen modernen Komfort. So sollte ihr hauswirtschaftlicher Beruf ein großer Erfolg sein. Aber dazu fehlt noch viel und das ist hauptsächlich, weil die Hausfrau aus den ihr zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln nicht genügende Vorteile zu ziehen weiß. Sie kann nicht organisieren, sich die Elemente nicht unterordnen, es kommt nicht viel dabei heraus. Immerhin könnte sie sehr gut nach den Instruktionen handeln, die ihr ein Experte in hauswirtschaftlichen Dingen geben würde. Dieser sollte sich zuerst mit der Beschaffenheit der Dinge vertraut machen: der Einrichtung, der Funktionen der Apparate und seine Aufgabe wäre es dann, der Hausfrau zu raten, wie sie Zeit, Mühe und Geld sparen kann und zugleich weniger Arbeit hat, wie sie ihre Aufgabe vereinfacht durch Anwenden der besten Methoden, durch Aufstellen eines täglichen Stundenplans, durch Gebrauch der angeschafften Geräte, alles in allem durch Verwalten der häuslichen Finanzen auf eine wissenschaftliche Art.

Da es keinen offiziellen Lehrgang gibt, schlug ich dem Kongreß wissenschaftlicher Organisation in Paris vor, eine europäische Schule zu gründen zur Ausbildung solcher Experten, die der Direktion der internationalen leaders, deren Arbeit die Organisation der Hauswirtschaft ist, unterstellt wären.

Vorausgesetzt wären allgemeine genügende Kenntnisse des hauswirtschaftlichen Stoffes. Die Studentinnen könnten die Kurse korrespondierend mitmachen. Die Führer der Bewegung würden für die speziellen Punkte ein oder mehrere mémoires ausfertigen, die in mehrere Sprachen übersetzt würden und den Teilnehmerinnen zugesandt würden. In einem festgesetzten Zentrum, z. B. in Paris würden nach dem Beispiel der Universität von Columbia von den internationalen Führern während einer Woche oder 10 Tagen Vorträge oder Demonstrationen veranstaltet. Nachdem die Teilnehmer des Korrespondenzkurses diesen beendigt hätten, könnten sie den Vorträgen folgen. Nach diesen Vorträgen würde ein Prüfungsexamen stattfinden und den Studentinnen würde das Diplom für „hauswirtschaftliche Expertinnen" verliehen." — Schließlich entnehmen wir einem Artikel von A. Sch. in der „Neuen Berner Zeitung" eine Anregung zur

hauswirtschaftlichen Hochschulbildung,

wie sie für die Schweiz vorgeschlagen wird. „Die Frau hat als berufene Verwalterin und Leiterin der Verbrauchswirtschaft eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Es kann daher gerade gegenwärtig vom nationalen Standpunkte aus für die hauswirtschaftliche Ausbildung der Frau tatsächlich nie zu viel getan werden." Als Programmpunkte, wie die schon vorhandenen, vielfältigen und schätzenswerten Einrichtungen zu ergänzen seien, werden genannt:

1. Die höhere Ausbildung der Lehrkräfte und Leiterinnen für die Haushaltungsseminarien und ähnliche Institute.

Zurzeit erfolgt dieselbe hauptsächlich an diesen Seminarien selbst, sowie allerfalls in ergänzenden Spezialkursen nach freier Wahl. Dagegen besteht in der Schweiz keine Möglichkeit zur Absolvierung eines hochschulmäßigen Lehrganges und zur Ablegung einer einschlägigen höhern Fachprüfung für Haushaltungsseminarlehrerinnen. Es fordert der Stand der modernen Ernährungs- und Wohnungslehre, der Wirtschaftswissenschaften und Sozialwissenschaften, der Hummedizin, der Pädagogik und der Allgemeinbildung usw. unabweislich, und zwar in ungleich höherem Maße, als dies für die Primarlehrer notwendig erscheint, eine wissenschaftliche Vertiefung des Bildungsganges dieser Lehrkräfte. Daß hierbei auch die praktische Seite zu ihrem vollen Rechte kommen müßte, sei hier der Vollständigkeit halber ebenfalls erwähnt.

2. Die freiwillige, ergänzende Ausbildung der Hochschulstudentin in der Hauswirtschaft und in verwandten Disziplinen.

Der Zweck derartiger, möglichst den individuellen Wünschen anzupassender höherer Aus- und Fortbildungsgelegenheiten würde darin bestehen, der studierenden Aerztin, Juristin, Lehrerin, Journalistin, Theologin usw. Gelegenheit zu geben, nach freier Wahl nebenbei möglichst mühelos an der Hochschule selbst einige Vorlesungskurse, Uebungen, Praktika usw. auf dem Gebiete der Hauswirtschaft zu belegen und sich gewisse Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, welche ihr im späteren Leben zweifellos in jeder Stellung zustatten kommen müßten.

3. Die Errichtung einer schweizerischen Prüfstelle für Bedarfsgegenstände, Einrichtungen und Hilfsmaterialien des Haushaltes und einer Untersuchungs- und Versuchsstelle für hauswirtschaftliche Angelegenheiten.

Die erstgenannte Aufgabe wird zurzeit zum Teil durch die bestehenden Haushaltungsseminarien und Haushaltungsschulen nebenbei übernommen. Es würde aber zweifellos im Interesse der Einheitlichkeit und der technischen und wirtschaftlichen Gründlichkeit derartiger Prüfungen liegen, wenn diese außer durch hauswirtschaftliche auch durch spezielle technische Fachleute, und zwar an Orten, wo entsprechende Einrichtungen und Laboratorien zur Verfügung stehen, bearbeitet und kontrolliert werden könnten. Eine eigentliche systematische hauswirtschaftliche Untersuchungs- und Versuchstätigkeit blieb in der Schweiz bis heute sozusagen unbekannt.

In Amerika sind die vorgenannten Institute der Hauswirtschaftspflege bereits in großem Umfange vorhanden. An den meisten staatlichen technischen Hochschulen, Universitäten, Colleges und Versuchsanstalten der U. S. A. und Kanadas bestehen besondere Abteilungen für Hauswirtschaft (Homes economics), welche neben allgemeiner wissenschaftlicher und kultureller Förderung (Sprachen, Sozialökonomie, Literatur, Geschichte, Naturwissenschaften, Mathematik, Journalistik, Betriebswissenschaften usw.) theoretische und praktische Spezialstudien in angewandter Kunst, in Erziehungslehre, Nahrungsmittellehre, Ernährung und Kochkunst, Haus-, Instituts- und Anstaltsverwaltung, physischer Ausbildung, Textilien und Kleidung, Musik, Wohnungsausstattung, Hygiene, Blumen-, Gemüse- und Kleintierzucht, hauswirtschaftliche Untersuchungs- und Versuchstätigkeit usw. ermöglichen. Diese letztgenannte Spezialrichtung besaß sich in Zusammenarbeit mit Chemikern, Maschineningenieuren, Architekten, Materialprüfungsanstalten, Hygienikern usw., mit der Untersuchung und Ausprüfung von neuen Haushaltungsmaschinen, Surrogaten und anderweitigen Behelfsmitteln, Zubereitungs- und Konservierungsarten von Lebensmitteln, neuen Bekleidungs- und Wohnformen, sowie in Zusammenarbeit mit landwirtschaftlichen Forschungs- und Versuchsstellen mit der Qualitätsprüfung und Standardisierung von Marktwaren, insbesondere Gemüse, Obst und Fleisch, Eiern und Milchprodukten usw. Die Studienpläne der hauswirtschaftlichen Lehrgänge und Kurse werden sehr beweglich gestaltet und lehnen an andere Abteilungen (Naturwissenschaften, Freifachabteilungen, Architektur, Maschineningenieur-, Nahrungsmittel- und pharmazeutische Abteilungen, sowie landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Sektionen) an. Auf Wunsch der Studierenden können besondere hauswirtschaftliche Fachexamen bestanden oder wie in anderen Hochschuldisziplinen wissenschaftliche Auszeichnungen (Bachelor of Science, Master of Science) erworben werden. Benachbarte Versuchsküchen und anderweitige hauswirtschaftliche Spezialindustrie, landwirtschaftliche Versuchsgüter und Pflanzgärten, Säuglingsheime, Kranken-, Armen- und Bildungsanstalten, sowie die Studentenheime liefern die Gelegenheit für die praktische Ertüchtigung der Haushaltungsstudentin und trugen sicher mit der zur Hochschulstufe erhobenen theoretischen Berufsvertiefung dazu bei, daß die amerikanische Frau der besseren Stände, und zwar auch die hauptberuflich anderweitig tätige, es mehr und mehr als eine besondere Ehre ansieht, in ihrem Bekanntenkreis als eine tüchtige Haushälterin und Mutter zu gelten. Diese Umwertung in der Einstellung zu den ursprünglichen Frauenberufen begegnete in Amerika einem lebhaften allgemeinen Interesse und dementsprechender öffentlicher Unterstützung. Die Abteilungen für Hauswirtschaft an den Hochschulen erlebten in kurzer Zeit einen ungeahnten Aufschwung und werden zurzeit dem ausländischen Besucher mit Stolz als beste neuere Errungenschaft und als Krone des amerikanischen Fortschrittes gezeigt.

Besteht in der Schweiz die Wünschbarkeit zu einem derartigen Ausbau des hauswirtschaftlichen Bildungs- und Versuchsprogramms ebenfalls zu Recht? Wenn man diese Neuerung im Auslande gesehen hat, ist man geneigt, diese Frage zu bejahen. Sollte der Gedanke der Verwirklichung fähig sein, so müßte dieselbe zweifellos auf dem Wege höchster Eignung und der geringsten Kosten angestrebt werden. In erster Linie käme wohl die Angliederung einer hauswirtschaftlichen Abteilung an unsere einzige schweizerische Hochschule, die Eidgenössische technische Hochschule in Zürich, in Frage."

Das Umzugspiel.

April und Oktober sind die großen Umzugstermine. Da haben Hunderte, wenn nicht Tausende von Wohnparteien vorher zu überlegen, auszumessen „wie denn die Möbel am neuen Orte Platz haben sollen". Man geht einmal, und noch einmal, mit dem Meterstab in der Hand in die neue, noch bewohnte Wohnung, um auszumessen. Die neuen Mieter werden freundlich eingelassen. Man will ja nicht ungefällig sein. Und wenn auch der Kaffee kalt wird oder das Mittagessen gerade aufgetragen ist, man hört sich geduldig an, „daß das Büfett nach den neuesten Messungen vielleicht doch besser gleich neben dem Eingang stehen sollte" oder „daß gerade diese Wand um 10 Zentimeter zu kurz ist, sonst.." Nach endlosen Beratungen und langen Notizen trägt dann die zukünftige Partei alle Maße schwarz auf weiß nach Hause, und in dem Gedanken, nun für eine Weile Ruhe zu haben, verabschiedet man sich freundschaftlich und beteuert, durchaus nicht gestört worden zu sein. Aber schon am nächsten Tage sind die neuen Mieter wieder da. „Wo doch nun die 10 Zentimeter an der einen Wand fehlen, haben wir uns überlegt, vielleicht macht man doch das andere Zimmer zum Eßzimmer. Da müssen wir nun noch einmal genau ausmessen ..." Und auch das ist nicht das letztemal. Man sollte gar nicht glauben, wieviel Einrichtungsmöglichkeiten eine neue Wohnung in sich schließt. Kein Rätsel, keine Denkaufgabe, kein Preisausschreiben läßt soviel Lösungen zu, wie das Einrichten einer neuen Wohnung. Aber das letzte Vierteljahr in der alten Wohnung wird dem Ausziehenden zur Qual. Es ist unmöglich, eine Arbeit zu Ende zu führen, es ist unmöglich, Gäste einzuladen — das Metermaß wird zur Fieberphantasie.

Und doch gibt es ein Mittel, um die neue Wohnung zu Hause ohne anstrengende Wege, ohne Fahrgeldausgabe und ohne die Geduld und Freundlichkeit der Gegenpartei in Anspruch zu nehmen, einzurichten. Dazu kauft man sich zwei Bogen Millimeterpapier, am besten einen weiß und einen rosa. Das Millimeterkarro setzt man mit 50, 25 oder weniger Zentimeter Größe fest, je nachdem, wieviel Zentimeter Spielraum die eigene Phantasie zuläßt, und trägt nun auf dem weißen Bogen genau nach den Grundrißmaßen die neue Wohnung auf. Entweder wird die Wohnung zu diesem Zweck wirklich einmal ausgemessen oder, was noch genauer ist, man läßt sich vom Vermieter dazu einen Grundriß geben.

Steht die neue Wohnung mit allen Räumen, Türen, Fenstern, Winkeln und Ecken geschlossen auf dem Papier, denn schneidet man die sorgfältig gemessenen eigenen Möbel aus dem roten Papier in Karos nach den gleichen Größenmaßen genau aus. Jetzt geht es ans Einrichten, und mit der Fingerspitze sind die schwersten Büfette, Bücherschränke und Bettstellen von einem Platz auf den anderen geschoben, durch die Wände durch ganze Zimmereinrichtungen transportiert, und jeder kann seine Einrichtungslust austoben, so oft und so lange er will. Soll er aber schließlich doch zu einem endgültigen Ergebnis gekommen sein, dann tut er gut daran, die Möbel auf den ihnen zugedachten Plätzen aufzukleben. Aber auf keinen Fall fest und unlösbar, sondern höchstens mit einem winzigen Tüpfelchen, denn vielleicht, vielleicht fällt einem morgen doch noch eine bessere Lösung ein...

Für die Hausfrau.

Wie behandeln wir handgewebte Stoffe?

Aus ihren Erfahrungen teilt uns die Basler Webstube, Missionsstr. 47, Basel, folgende Ratschläge mit:

Absolut stich-, hieb-, riß-, wasser-, licht- und säurefest sind leider keine Textilien und keine Farben! Auch die besten Stoffe und Färbungen können ein zu heißes Bügeleisen oder zu scharfe Waschmittel nicht vertragen. Auch empfehlenswerte Waschmittel können in zu geringer Verdünnung gefährlich werden. Aber auch gegen natürliche Einwirkungen von Licht, Luft und Feuchtigkeit gibt es keinen vollkommenen Schutz. So können z. B. unebene oder ungleichmäßige Stellen in Fensterscheiben brennglasartig die Lichtstrahlen auf eine Stelle des Vorhanges konzentrieren, die im Laufe der Zeit dadurch morsch wird. Bei der Wäsche zeigt sich dann eines Tages ein Schaden, den niemand begreift.

Bei den Echtfärbungen, deren Ausführung übrigens gar nicht einfach ist, gibt es auch nur ein „bestmöglich", aber kein „vollkommen".

Die Verarbeitung:

Bei handgewobenen Stoffen, die nach Art und Herstellung oft nicht so dicht sind wie mechanisch gewobene, kann es vorkommen, daß sich die Zettelfäden etwas seitlich verziehen lassen. Wo dies der Fall ist, sind die Nähte recht breit zu nehmen und Falten nicht abzusteppen, Kleider nicht zu knapp anliegend zu machen.

Halbleinene und Baumwollene Stoffe sind vor der Verarbeitung zu brühen, halbwollene wenigstens einige Zeit in warmes Wasser zu legen, um späteres Eingehen zu verhüten. Oder man muß so reichlich zuschneiden, daß das Stück nach dem Waschen noch die richtige Größe hat.

Waschen und glätten:

Als kochecht gelten baumwollene und leinene farbige Stoffe, wenn sie der Wäsche mit 5 Gramm Marseillerseife und 3 Gramm Soda im Liter Wasser bei etwa 40 Minuten Kochdauer standhalten. Diese Lösung erlaubt, auch den stärksten Schmutz zu entfernen. Statt Soda kann mit Vorteil auch ein wenig Borax zugesetzt werden. Sehr gefährlich hingegen sind Waschmittel mit Chlor und Wasserglas.

Seidene, wollene und halbwollene Stoffe sind gegen Alkali, d. h. gegen Soda und Lauge sehr empfindlich. Nun enthält allerdings jede Seife und jedes Waschmittel etwas Alkali, gute Seife jedoch sehr wenig. Darum ist solche ungefährlich, ebenso die guten, bekannten Wollwaschmittel. Auf alle Fälle sind die Waschmittel nie in stärkeren Lösungen zu verwenden als in den Gebrauchsanweisungen vorgeschrieben ist.

Gefährlich ist es ferner, zuerst die Wäsche im Wasser einzuweichen und erst nachher das Waschmittel beizufügen. Es kann dann leicht vorkommen, daß kleine unaufgelöste Mengen des Waschmittels sich auf der Wäsche ablagern und die betreffenden Stellen schädigen.

Für Wolle, Halbwolle und Seide ist nie heißes oder gar kochendes Wasser zu nehmen, also nur lauwarm waschen. Ferner soll man diese Stoffe bei der Wäsche nicht reiben, sondern nur drücken und nachher wiederholt gut spülen. Um sicher zu gehen, kann man beim zweitletzten Spülen etwas Essig zusetzen.

Zu vermeiden ist, daß Stoffe naß und zusammengeballt, vielleicht sogar noch aufeinandergepreßt, einige Zeit lang liegen bleiben. Sonst können auch die besten Farben — durch das Wasser aufgelockert — Flecken verursachen, wobei es sich allerdings nicht um ein sogenanntes „Ausbluten" der Farben handelt, sondern um Farbabdrücke, die bei nochmaligem, eventuell mehrmaligem Waschen wieder ausgehen. Auch beim Glätten vertragen Wolle, Halbwolle und Seide noch weniger Hitze als Baumwolle und Leinen. Sonst wird der Stoff morsch und bricht, wenn vielleicht auch erst bei der nächsten Wäsche, wo dann niemand mehr an die eigentliche Ursache denkt.

Kunstseide behandelt man am besten wie Wolle und Seide.

Die Haut auf der Milch.

Die Haut auf der Milch ist bei den meisten Menschen wenig beliebt, sehr oft sogar wird sie achtlos fortgetan. Tatsächlich aber enthält sie die gleichen guten Nährwerte wie die Milch selbst, nämlich Fett, Eiweiß, Milchzucker und Milchsalze. Sie bildet sich dadurch, daß einige Milchbestandteile durch Wärmeeinwirkung ausgeschieden werden, dabei die anderen mitreißen und einschließen. Dadurch, daß die Milchoberfläche mit der Luft in Berührung kommt, findet diese Ausscheidung gerade an der Oberfläche statt. Die Hautbildung wird vermieden, wenn die Milch beim Erhitzen gleichmäßig bewegt, d. h. eine rührende Oberfläche vermieden wird. Man sollte die Milchhaut auf keinen Fall vernichten, sondern da sie wie oben gesagt, wichtige Nährstoffe enthält, zum Anmachen von weißem Käse, Verbesserung von Soßen und Suppen usw. verwenden.

Kochen mit Sonnenwärme.

Für die Hausfrau kann die Erfindung des Sekretärs am Smithsonian-Institut in Washington wichtig werden. Es soll hiernach möglich sein, mit der Sonnenwärme zu kochen. Dazu ist freilich noch ein ziemlich komplizierter Apparat nötig. Das Sonnenlicht wird zunächst mit einem konkaven Spiegel aufgefangen und auf Metallgefäße geleitet, in denen Oel durch die Sonnenwärme erhitzt wird. Das siedende Oel „kocht" dann die Mahlzeiten. Außerdem ist der Spiegel und mit ihm der ganze Apparat drehbar, so daß er sich von selbst immer der ihren Standpunkt ändernden Sonne anschließt und damit ihre ganze Stärke ausnützt. Der Erfinder hat auf diese Weise Wochen hindurch Brot gebacken, das dem Bäckerbrot gleichkam. Die Hitze hält sich auch in den Oefen, wenn die Sonne längere Zeit nicht scheint. Die Küche bleibt dabei kühl. kip

Kleine Rundschau.

Eine zentral geheizte Stadt.

Die Stadt Kopenhagen hat für alle ihre Einwohner eine kollektive Zentralheizung eingerichtet. Wie das Gas und die Elektrizität wird die Wärme in isolierten Röhren in Form des heißen Wasserdampfes allen Beziehern zugeleitet. Es scheint, daß die Einrichtung außerordentlich günstig und billig ist, da verschiedene andere dänische Städte sie bereits nachgeahmt haben.

Teures Fleisch.

In der französischen Kammer erwähnte der Abgeordnete M. Dormann in einer Diskussion über die landwirtschaftliche Krise folgenden Fall, den er als wahr verbürgte:

Ein Bauer verkaufte einem Metzger ein Lamm und ließ für sich die beiden Hinterkeulen reservieren. Einige Tage später ging er zum Metzger, um mit ihm abzurechnen. „Sie schulden mir noch 15.80 Fr." (franz. Fr.) erklärte der Metzger. — Er hatte nämlich den Ankauf des Lammes zum Preise des Lieferanten berechnet, die reservierten Keulen jedoch zum Preise, die die Konsumenten zu bezahlen haben. — Die Kammer hat über diese Berechnung gelacht, aber was mußten wohl die Hausfrauen darüber denken? S. F.

Der volkswirtschaftliche Wert der Hausfrauenarbeit.

Ein amerikanischer Volkswirtschaftler hat errechnet, daß der Wert der Arbeit, die in den amerikanischen Haushaltungen geleistet wird, im Jahre mit 17 Milliarden Dollar zu bewerten ist. Diese Summe macht, auf jeden Bürger verteilt, 1500 Dollar. Das heißt, daß die amerikanischen Hausfrauen, sich und ihre Familienmitglieder sowie Kinder, Greise und Straßengänge eingerechnet, für jedermann eine mit 1500 Dollar zu bezifferende Jahresarbeit verrichten. Die wöchentliche Arbeitsbezahlung der Hausfrau, die ihren Haushalt selbst versieht, wurde mit 15 Dollar angenommen.

P 8 Z

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z